

Michael Hacker · Stephanie Maiwald · Johannes Staemmler
Judith Enders · Adriana Lettrari · Hagen Pietzcker
Henrik Schober · Mandy Schulze (Hg.)

Dritte Generation st

Wer wir
sind,
was wir
wollen

Ch. Links Verlag, Berlin

Inhalt

MICHAEL HACKER · STEPHANIE MAIWALD · JOHANNES STAEMMLER

Dritte Generation Ost 9

Wer wir sind, was wir wollen

Der lange Schatten der Vergangenheit

ANDREA BACKHAUS

Auf der anderen Seite 18

ANJA GÖRNITZ

Kommunismus und Identität 23

Über die Schwierigkeit, mit den Eltern ins Gespräch zu kommen

JÁNOS CAN TOGAY

Fußnoten zu einer Fußnote 27

CLEMENS FRANKE

Alte Bilder 36

LINDA BUNCKENBURG · SUSAN MÜCKE

Jugend im Aufbruch 39

Wendejugendliche erinnern sich an ihren Herbst 1989

JULIANE CIESLAK · PAULA HANNASKE

Vergangenheit heute 47

Einblicke in die Arbeit einer ostdeutschen Biografiegruppe



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://www.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage, August 2012

© Christoph Links Verlag GmbH

Schönhauser Allee 36, 10435 Berlin, Tel.: (030) 44 02 32-0

www.christoph-links-verlag.de; mail@christoph-links-verlag.de

Umschlaggestaltung und Satz: Plural Severin Wucher, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei F. Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-86153-685-7

KATJA WARCHOLD

„So etwas ist in meiner DDR nicht vorgekommen“ 58

Erinnerungen an ein Aufwachsen in der DDR
und im vereinten Deutschland

ROLAND JAHN

Wissen, wie es war 73

Ansichten einer zersplitterten Generation

ANNE SCHREITER

Bin ich ostdeutsch? 78

Vom Umgang mit den kleinen Unterschieden

JANA WESSENDORF · ANNE WESSENDORF

Wendekinder 81

Zwei Schwestern im Gespräch

CHRISTINE STEINHÄUSER

Ossi in den Niederlanden 93

Ein Erfahrungsbericht

NANCY KUNZE-GROß

Zerrissenheit 107

Zwischen Heimat Ost und Heimat West

NIKOLA RICHTER

„Kaffee und Kuchen für Wessis umsonst!“ 114

ROBERT IDE

Hüben und drüben 119

Und wo bin ich jetzt?

STEPHANIE MAIWALD

Zurück in die Zukunft 126

Von Frankfurt West nach Frankfurt Ost

HAGEN PIETZCKER

Das Spargelprinzip 133

Die Vorurteile eines Wessis im Realitätscheck

RICHARD FRIEBE

Einstellungen, Ausschnitte, Perspektiven 139

Ein Interview mit der Filmemacherin Nadja Smith
und dem Fotografen Sven Gatter

Wer, wenn nicht wir?!

MICHAEL HACKER

Heim@ gestalten 154

Sich engagieren, ohne vor Ort zu sein

JOHANNES STAEMMLER

Ich entdecke den Osten neu 161

Ein Interview mit dem Chefredakteur der SUPERillu,
Robert Schneider

ISABEL HEMPEL

Zukunft ist kein Schicksalsschlag 170

Frauen machen Neue Länder

ROMY KÖHLER · SUSANNE HERRMANN-SINAI

Denken in Grenzen 178

ARNE LIETZ
„Zurückkommen, um zu bewegen“ 191
Ein Statement für parteipolitisches Engagement
in der ostdeutschen Provinz

ADRIANA LETTRARI
Potenzziale der Dritten Generation Ostdeutschland 202
Nicht entweder oder, sondern sowohl als auch!

Dritte Generation Ost

JOHANNES STAEMMLER
Wir, die stumme Generation Ost 212

LOTHAR PROBST
Wer ist die Dritte Generation Ostdeutschland? 216
Überlegungen zu ihrer Verortung
im Kontext von DDR und Deutscher Einheit

JANA SCHALLAU
Neuer Raum, neue Grenzen 230
Über die schwierige Aufgabe, sich als Generation zu definieren

HENRIK SCHOBER
Die gefühlte Generation 239
Eine kurze Geschichte der Initiative
3te Generation Ostdeutschland

ALF
Comics 17, 77, 153, 211

Danksagung 251
Angaben zu den Beteiligten 253

Dritte Generation Ost

Wer wir sind, was wir wollen

MICHAEL HACKER · STEPHANIE MAIWALD · JOHANNES STAEMMLER

Eine Antwort war „Badeofen“. Nichts weiter. Einfach Badeofen. Wir fragten 2011 nach Bildern, die einem in den Sinn kommen, wenn man an die neuen Bundesländer denkt. Über 150 junge Menschen aus Ostdeutschland antworteten dazu auf verschiedene Weise – und ließen sich nach Berlin einladen, um drei Tage lang über ihre Erinnerungen zu sprechen und gemeinsam zu überlegen, was diese für die Zukunft Deutschlands bedeuten. Die Bilder reichten von schönen Landschaften über verwaiste Bushaltestellen bis hin zu verrückten Jugendgeschichten. Doch jemand schrieb einfach nur „Badeofen“. Und dieser Badeofen steht für etwas, das sich nur schwer in Worte fassen lässt. Er steht für eine Zeit, die es nicht mehr gibt. Und er steht damit nicht für die neuen Länder, wo Badeöfen heute genauso selten sind wie im Rest Europas. Er steht für eine Generation, die sich auf die Suche nach ihren Wurzeln macht, weil sie in der Gegenwart wenig darüber erfährt.

Dieses Buch ist ursprünglich aus einer Wut entstanden. Darüber, dass so viele Worte, die über Ostdeutschland, die Ossis und die Wessis, die DDR und die Wiedervereinigung gesagt werden, junge Menschen wie uns selten erreichen. Sie haben wenig mit unseren Erfahrungen zu tun.

Dieses Buch ist der Versuch, die abgedroschenen Worthülsen abzuschütteln und einen Dialog zwischen Jung und Alt, zwischen Ost und West auf eine andere Weise als bisher zu führen. Aber ist denn nicht schon alles gesagt? Können wir die alten Geschichten nicht endlich weglassen? Sind wir Deutschen nicht schon längst *ein Volk*? Können wir uns nicht endlich in Ruhe lassen?

Nein, das wollen und können wir nicht.

Wir, die Herausgeber dieses Buches, kommen aus Ost- und Westdeutschland. Wir trafen uns im Sommer 2010, jeder für sich war wütend über die öffentlichen Diskussionen zum Thema, die immer von denselben alten Protagonisten bedient wurden.

Uns ist klar, dass wir den Osten nur verstehen können, wenn wir die alten Begriffe in Frage stellen und wir uns eingestehen, dass die DDR auch uns Jüngere betrifft. Wer sagt, dass die Vergangenheit für die Jungen keine Rolle mehr spielt, der irrt. Wir haben jeder für sich erlebt, wie schwierig es ist, über Herkunft und Vergangenheit zu sprechen und sich ein Urteil zu bilden, wenn eine Mischung aus Unlust und Vorurteilen jeden Gesprächsversuch im Keim erstickt. Wir wollen nicht mehr ausweichen und um alles lavieren, was mit Ostdeutschland zusammenhängt. Wenn es stimmt, dass die Vergangenheit ein Ort ist, an dem man nie war, dann wollen wir uns ihm zumindest nähern.

Jetzt, 20 Jahre nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, finden sich diejenigen zusammen, die zu jener Zeit Kinder waren. Der Badeofen steht dabei für so vieles, das wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. Er markiert eine Zeit, die junge Ostdeutsche erinnern, die sie aber kaum besprechen. Er steht für Heimat und Herkunft, für rasend schnelle Veränderung und für den Versuch, sich zu erinnern ohne sich rechtfertigen zu müssen. Er gehört zu Erinnerungen an eine Zeit, die in der Öffentlichkeit häufig entweder als Unrechtsstaat oder als die wunderbare Welt von früher eingeordnet wird. Dazwischen gibt es meist nichts. Das wollen wir ändern.

Dieses Buch ist eine Verdichtung von Diskussionen, die wir in den letzten beiden Jahren mit Ost- und Westdeutschen, aber auch mit Menschen aus anderen europäischen Ländern geführt haben. Es ist ein Beitrag, um persönliche Erfahrungen in Ost und West festzuhalten und miteinander sprechen zu lassen. Es unternimmt den Versuch, das festgefügte „So war es“ zu überwinden und dem eine Vielfalt von Erfahrungen,

Positionen und Forderungen entgegenzustellen. Diese einzelnen Perspektiven stehen für sich selbst, aber in ihrer Summe zeichnen sie das Bild einer Generation.

Die Dritte Generation Ostdeutschland

1989 ist eine Zäsur in unser aller Leben gewesen. Für die Wendekinder aus dem Osten verschwand das Land, in dem sie geboren worden waren. Damals waren sie jung; manche so jung, dass sie wenig mehr als nebulöse Erinnerungen an die Zeit vor dem Mauerfall haben. Zur Dritten Generation Ostdeutschland¹ gehören nach unserem Verständnis jene, die in der DDR ihre Kindheit verlebt haben und im vereinigten Deutschland aufgewachsen sind – also die 2,4 Millionen Menschen der Jahrgänge 1975 bis 1985. Mit dem Jahr 1989 änderte sich für die Bürger der DDR an der Oberfläche alles. Darunter aber wirken die Spuren der DDR in den Familien und Erinnerungen bis heute weiter. Staaten verschwinden manchmal plötzlich, Werte und Vorstellungen von einem guten und richtigen Leben sind jedoch von längerer Dauer. Auch für die Westdeutschen begann mit dem Ende der Bonner Republik der schleichende Abschied von einer sicheren Zeit, denn es fiel unter anderem zusammen mit einer beschleunigten Globalisierung.

Die Eltern der Dritten Generation Ostdeutschland wurden in der DDR geboren, haben dort gelernt, studiert und Familien gegründet. Sie, die zweite Generation, haben nach 1989 noch einmal von vorn anfangen können, ja müssen. Die erste Generation, die Großeltern, sind die Kriegskinder, die die DDR mit aufgebaut haben und meist 1989 freiwillig oder unfreiwillig in Rente oder den Vorruhestand gingen. Die Generationengrenzen sind fließend, aber darauf kommt es nicht an. Ausschlaggebend ist, dass der Umbruch 1989/90 mit einer Wucht die DDR-Bürger und eben auch ihre Kinder traf, die in der jüngeren Geschichte ihresgleichen sucht.

Während die Eltern versuchten, sich in einem neuen Land zurechtzufinden, waren die Wendekinder oft auf sich ge-

stellt. Orientierungslosigkeit war allgegenwärtig, und die Welt stand auf dem Kopf: Gewohnte Vorbilder und Autoritäten verschwanden. Die Eltern suchten zuweilen bei ihren Kindern Rat. Und alle Versuche, Autorität auszuüben, standen schnell im Verdacht, sich ausgedienter Methoden zu bedienen. Was wussten denn die Lehrer, welche Berufe und Studiengänge morgen noch gebraucht würden? Im Geschichtsunterricht wurde die Französische Revolution allzu ausführlich besprochen, die DDR „in ihrem Lauf“ kam kaum vor.

Viele Angehörige der Dritten Generation haben mittlerweile für Ausbildung, Studium oder Arbeitssuche ihre Herkunftsorte verlassen. Entweder haben sie das selbst so entschieden, oder sie sind mit ihren arbeitssuchenden Eltern weggezogen. Bis heute ist die Dritte Generation Ost sehr pragmatisch mit ihrer Herkunft umgegangen. Wer die Freiheit nutzen konnte, ist gereist und hat an anderen Orten gelernt oder studiert. Darin unterscheiden sich die jungen Ostdeutschen nicht von den gleichaltrigen Westdeutschen. Der Dialekt ist abgeschliffen, der Habitus ein anderer geworden, das Selbstbewusstsein gewachsen. Vielen ist es aber noch immer peinlich, sich in privaten Gesprächen oder in der Öffentlichkeit als Ostdeutsche zu erkennen zu geben.

Die Initiative *3te Generation Ostdeutschland* hat ihren Namen bewusst gewählt. Er nimmt Anleihen an der Vergangenheit und ist doch in die Zukunft gerichtet. Die Spuren der DDR nicht anzuerkennen, bedeutet, ein Stück der eigenen Herkunft abzuschneiden und auf diesen Erfahrungsschatz zu verzichten. Der Dritten Generation Ost kommt nach unserer Überzeugung aber für das Verstehen der Gegenwart eine Vermittlerrolle zwischen den Generationen in Ostdeutschland sowie zwischen Ost- und Westdeutschen zu, da sie in ihrer doppelten Sozialisation und mit den Transformationserfahrungen über einen breiteren Erfahrungsschatz als andere verfügt. Wie anstrengend es ist, Themen kategorisch auszublenden, zeigt die bundesdeutsche Geschichte der 1950er und 1960er Jahre nur zu deutlich.

Im Kern sind es drei Forderungen, um die es uns geht. Sie sind zugleich mit der Einladung verbunden, sich mit der Dritten Generation Ostdeutschland auseinanderzusetzen.

1.) Wir fordern die Eltern auf, sich mit ihren Erinnerungen zu befassen und ihre Kinder dabei einzubeziehen. Wer von ihnen nicht bereit ist zu erzählen, muss sich nicht wundern, wenn er oder sie am Ende mit den Ängsten und schmerzlichen Erinnerungen allein bleibt. Das Wegschweigen der Vergangenheit ist eine unerträgliche Realität in so vielen Familien. Es steht außer Frage, dass die Dritte Generation ein großes Interesse an den Geschichten der eigenen Familien hat. Es geht nicht darum, diese Geschichten in ein Gut-Böse-Schema einzusortieren. Es geht um das Verstehen und Anerkennen von Lebensleistungen. Es reicht nicht aus, diese ausschließlich in der BRD zu suchen. Es ist die Dritte Generation Ostdeutschland, die diese Lebensleistungen anerkennen will und am besten anerkennen kann. Das ist in den vergangenen 20 Jahren oft zu kurz gekommen. Die Dritte Generation Ostdeutschland möchte mehr darüber wissen, wie es ist, mitten im Leben noch einmal vollkommen neu anzufangen. Wir wollen begreifen, warum man sich unter welchen Umständen wofür entscheidet. Es geht um die alten Grundfragen: Wie geht man mit Zukunftsangst um? Wie wird man glücklich?

2.) Wir fordern aber zugleich die Westdeutschen auf, endlich anzuerkennen, dass mit dem Fall des Eisernen Vorhangs auch die Selbstverständlichkeiten der alten BRD untergegangen sind. Die Bonner Republik ist passé! Sie ist nicht mehr der Referenzrahmen für junge Deutsche im 21. Jahrhundert – egal, ob sie aus Ost oder West kommen. Es ist sinnlos, dieser BRD als Ideal nachzutrauen. Dort kann keiner mehr ankommen; dort will auch keiner mehr hin. Die Ost-West-Diskurse reproduzieren sich immer wieder mit den gleichen Begriffen und schaffen es nicht, die neuen Wirklichkeiten zu beschreiben. Die Trennlinien verlaufen heute eher zwischen Alt und Jung. Dass der Osten den Westen braucht, steht außer Frage. Dass der Westen auch den Osten braucht, ist eine neue Realität. Dort

werden Erfahrungen gesammelt und Strategien erprobt, wie mit Strukturwandel und einer postindustriellen Gesellschaft, die sich im demografischen Wandel befindet, umgegangen werden kann. Dies ist eine Chance, miteinander ins Gespräch zu kommen.

3.) Für alle jungen Deutschen ist die Grenzziehung zwischen Ost und West ein Relikt, das endlich in den Ruhestand geschickt werden muss. Die Dritte Generation Ostdeutschland und ihre Altersgenossen im Westen dürfen es sich nicht auf der Ost-West-Couch bequem machen, die ihnen ihre Eltern eingerichtet haben. Werft die Wortkrücken der letzten 20 Jahre in die Ecke! Es gibt so viele Themen, die Ost- und Westdeutsche gemeinsam bearbeiten müssen, da sie die Zukunft aller betreffen. Diese kann nur gestaltet werden, wenn von allen Erfahrungen und Talenten, die eine Gesellschaft in sich birgt, Gebrauch gemacht wird. Dabei geht es uns nicht nur um die globalen Herausforderungen dieser Welt. Rechtsextremismus ist beispielsweise kein spezifisch ostdeutsches, sondern ein gesamtdeutsches und europäisches Problem, dem an vielen Orten mit Engagement begegnet werden muss. Auch die Fragen des interkulturellen Zusammenlebens stellen sich überall. Strukturelle Probleme wie Arbeitslosigkeit und demografischer Wandel bieten Chancen, die bekanntlich in jeder Veränderung liegen. Zudem markiert Ostdeutschland auch die Grenze zwischen dem alten und dem neuen Europa. Hier trafen einst die Blöcke aufeinander, hier eröffnen sich völlig neue europäische Perspektiven.

Die Beiträge in diesem Buch

Dieses Buch vereint Beiträge, die die Vielfalt der Dritten Generation Ostdeutschland und auch die der Debatte darüber abbilden. Wir haben aus den vielen Dutzend Beiträgen, die uns angeboten und eingereicht worden sind, jene ausgewählt, die gleichermaßen exemplarisch und aussagekräftig sind. Es sind vor allem junge Ostdeutsche, die sich hier zu Wort melden. Für viele von ihnen ist es das erste Mal, dass sie das Private in

einen öffentlichen Diskurs tragen. Dieser Schritt zeugt nicht zuletzt von viel Courage und davon, dass es an der Zeit ist, den öffentlichen Diskurs mitzubestimmen. Ergänzt werden diese Texte durch Positionen junger Westdeutscher und Vertreter älterer Jahrgänge, die unsere Initiative in den letzten Monaten unterstützt, aber auch kritisch begleitet haben. Dabei spiegeln alle Beiträge die Ansichten ihrer Autoren wider und nehmen nicht für sich in Anspruch, für eine Gruppe oder gar die ganze Generation zu sprechen. Gleichwohl zeichnen alle zusammen ein Bild davon, was die Dritte Generation Ostdeutschland denkt, fühlt und ausmacht.

Im ersten Teil des Buches geht es uns um persönliche Erinnerungen an die verschwundene DDR. Was wissen wir eigentlich von dieser Zeit, aus der häufig nicht mehr als kindliche Erinnerungsfragmente übrig geblieben sind? Von wem können und wollen wir mehr darüber erfahren? Während Andrea Backhaus und Anja Görnitz in ihren Beiträgen das familiäre Schweigen thematisieren, erinnert der Ungar Can Togay eine Pionierepisode aus seinem Leben neu. Clemens Franke, Juliane Cieslack, Paula Hannaske, Linda Bunckenburg und Susan Mücke finden verschiedene Wege, über eigene Erfahrungen nachzudenken und sie (erstmals) zu artikulieren. Und schließlich mahnt Roland Jahn, die Geschichte als Chance zu begreifen und alte Klischees aufzubrechen, ohne die Heimat und die Erinnerungen zu vergessen.

Im zweiten Teil des Bandes fragen sich die Autoren, ob ihre Herkunft Auswirkungen auf ihr gegenwärtiges Leben hat. Viele Texte kreisen um das Suchen und Finden der eigenen Identität(en). Was bedeutet es, wenn man in Ostdeutschland aufgewachsen ist? Wie wichtig ist Heimat, insbesondere für diejenigen, die nun in Hessen, Bayern oder gar im Ausland leben? Inwiefern kann diese Identitätssuche produktiver Ausgangspunkt für eine künstlerische Auseinandersetzung sein? Und wie blicken Gleichaltrige, die in die Bundesrepublik der Endsiebziger hineingeboren wurden, auf die Diskussion über Ost und West?

Daran schließen wir im dritten Teil mit der Frage nach der Zukunft in Ostdeutschland an. Wer sind die Vorantreiber und Ideengeber? Wir fanden Engagierte wie Isabel Hempel und Arne Lietz, die auf unterschiedliche Weise bereits sehr aktiv sind: Sie mit einem Frauennetzwerk, er in der Lokalpolitik einer „Kleinstadt mit Weltgeltung“. Wir sprachen mit Robert Schneider, der als junger Chefredakteur die *SUPERillu* neu gestalten will. Michael Hacker und Adriana Lettrari haben darüber nachgedacht, was es wohl bräuchte, um sich der eigenen Herkunftsgegend wieder aktiv zuzuwenden.

Im letzten Kapitel suchen die Autoren nach den Fixpunkten der Dritten Generation Ostdeutschland. Was sind Möglichkeiten und Grenzen dieser soziologischen Konstruktion? Ist es diese von uns so benannte Gruppe junger Ostdeutscher, die den Diskurs über die Vergangenheit in Frage stellen und dabei die Zukunft aktiver als bisher gestalten wird? Während die Literatur das schon länger andeutet, bleibt die Wissenschaft zögerlich. Wir schließen mit einem Abriss über die Entstehungsgeschichte der Initiative.

Die Zukunft ist offen, auch und besonders im Hinblick auf die Dritte Generation Ostdeutschland. Aber wir sind fest entschlossen, mit den Jungen aus Ost und aus West unsere Vergangenheit zu fassen und in der Zukunft nicht mehr nur zuzusehen.

1 Unsere Initiative heißt *3te Generation Ostdeutschland*. Die vielen zwischen 1975 und 1985 Geborenen nennen wir „Dritte Generation Ostdeutschland“ – oder „Ost“, wenn es mal schnell gehen muss.

Der lange Schatten der Vergangenheit



„So etwas ist in meiner DDR nicht vorgekommen“¹

Erinnerungen an ein Aufwachsen in der DDR und im vereinten Deutschland

KATJA WARCHOLD

Am Anfang war die Wut. Die Wut über Jana Hensels Text *Zonenkinder*², der 2002 erschienen war. Ich sträubte mich bei der Lektüre gegen das vereinnahmende „Wir“, obwohl einige biografische Parallelen zwischen mir und der Autorin existieren. Ich bin 1977 ein Jahr nach ihr geboren worden, habe ebenso wie Hensel im Ausland gelebt und bin aus einer ostdeutschen Stadt nach Ostberlin gezogen. Doch ihre melancholische Beschreibung einer ins Märchenhafte entrückten Kindheit in der DDR provozierte mich. Aus der Wut entwickelten sich Fragen: Woran erinnert sie, und wie beschreibt sie diese Erinnerungen? Darf, ohne den gesellschaftlichen Kontext zu berücksichtigen, über eine Kindheit in einem Land geschrieben werden, in dem die Politisierung so stark ins Private hineinreichte und auch im Alltag der Kinder präsent war? Antworten auf diese Fragen zu finden, gestaltete sich jedoch schwierig, schließlich handelt es sich bei *Zonenkinder* um einen autofiktionalen Text. Einerseits hat er dokumentarischen Charakter und erhebt den Anspruch, die Lebenswirklichkeiten der DDR darzustellen, und andererseits ist er ebenso wie viele literarische autobiografische Texte in hohem Maße fiktionalisiert. Nach dem Erscheinen von *Zonenkinder* wurden weitere Bücher von Autoren publiziert, die wie Hensel Mitte der 1970er Jahre geboren wurden und sich mit dem Heranwachsen in der DDR und in den Umbruchzeiten nach der

Wende beschäftigen. Im Folgenden werde ich deswegen weitere Formen des Erinnerns diskutieren, die sich in anderen autobiografischen oder autofiktionalen Texten über Kindheit sowie Jugend in der DDR und im Nachwendedeutschland finden lassen. Dabei geht es um Bücher der Autoren Daniel Wiechmann³ (geb. 1974), Robert Ide⁴ (geb. 1975), Peggy Mädler⁵ (geb. 1976), Tobias Helbing⁶ (geb. 1976) und eben Jana Hensel (geb. 1976).

Diese Erinnerungstexte, die nach der Jahrtausendwende erschienen sind, haben zahlreiche Leser erreicht und somit auch das kollektive Gedächtnis von der DDR geprägt. Die starke Resonanz der Leser auf diese Texte könnte darauf hindeuten, dass sie großes Potenzial zur Identifikation besitzen. Die Autoren sprechen dabei wahrscheinlich besonders ihre eigene Generation der Jahrgänge von 1975 bis 1985⁷ an. Die identifikatorische Lesart wird begünstigt, weil die Autoren sich als Mitglieder einer Erinnerungsgemeinschaft verstehen und deswegen große Teile ihrer eigenen Erfahrungen als repräsentativ begreifen. Die Betonung gleicher „Sozialisations- und Generationserfahrungen“⁸ spiegelt sich beispielsweise auf sprachlicher Ebene im Alternieren zwischen der Ich- und der Wir-Perspektive wider. Die Einbindung der individuellen Erzählung in die einer Generation hilft bei der Verortung und der Identitätskonstruktion. Diese autobiografischen Texte können beispielhaft für die Generation ihrer Autoren gelten. Sie geben einen Einblick, wie sich diese Jahrgänge an die DDR, an die Veränderungen des Wendejahres 1989 und der folgenden Jahre erinnern und welche Teile des Alltags heute noch vergegenwärtigt werden. Die Autoren beschreiben durch Rückgreifen auf das eigene sowie das kommunikative Gedächtnis,⁹ aber auch durch „Erfinden“ ein generiertes DDR-Bild mit typischen Elementen einer DDR-Kindheits- und -Jugendkultur, zu der die durch Erziehungs- und Bildungspolitik forcierte Mitgliedschaft in der Pionierorganisation oder die Jugendweihe gehörten.

Das Schlüsselerlebnis der Wende und der nachfolgenden Vereinigung stellte für diese Generation einen wesentlichen

Einschnitt in ihre Sozialisation dar und brachte einen „rasanten Wandel des vertrauten Alltags mit sich“, der für viele „einen frühen und oft als existentiell erfahrenen Abschied von einer behüteten Kindheit“ bedeutete.¹⁰ Vor diesem Hintergrund versuchen die Autoren in ihren Texten, aus erinnernder Perspektive die Alltagswelt ihrer Kindheit und beginnenden Jugend wieder aufleben zu lassen. Zu diesem Zweck zitieren sie vor allem Elemente der DDR-Kindheitskultur wie zum Beispiel Figuren aus dem DDR-Kinderfernsehen, aus Kinderbüchern oder aus Zeitschriften wie der *Frösi*. Sie erinnern an Produkte der DDR-Warenwelt, etwa an Florena-Creme, Fit-Geschirrspülmittel und Spee-Waschpulver. Ich teile mit den Autoren Erinnerungen an Schulzeit, an Fahnenappelle, bei denen ausgezeichnet und getadelt wurde, an Arbeitsgemeinschaften, an Mathe- oder Russisch-Olympiaden, an Sportwettkämpfe wie Crossläufe, von denen Abzeichen, Urkunden und Medaillen geblieben sind, an Pionier nachmittage und Ferienlager, an Lieder und Geschichten über Karl Marx oder Ernst Thälmann, den Umbruch 1989 und an den ersten Besuch in West-Berlin oder in der BRD. Zu ihrem wie zu meinem Alltag gehörten Altstoffsammeln und Solidaritätsveranstaltungen mit Kuchenbasaren, Einkaufszettel auf dem Küchentisch, weil die Eltern erst spät von der Arbeit kamen, und das Unterrichtsfach „Produktive Arbeit“ (PA), das ab der 7. Klasse auf dem Stundenplan stand.

Meinte Hensel nicht auch mich, wenn sie schrieb, dass wir in der Schule bereit waren, Ämter zu übernehmen? Schließlich war ich Mitglied im Freundschaftsrat der FDJ und band Erstklässlern bei der Aufnahme in die Pionierorganisation das blaue Halstuch um. Warum aber löste der Text bei mir diese Wut aus und keine begeisterte Identifikation wie bei einer 1976 geborenen Leserin, die in ihrem Brief an Hensel schwört, dass es ihr auch „ohne Bananen“ gut ging und die mit einem Dank und in Anlehnung an den Pioniergruß „Mit ‚immer bereit‘en Grüßen“ endet?¹¹ Oder hätte ich Hensels Text ironisch verstehen sollen? Ironie ist für einige dieser

Autoren ja ein häufig genutztes literarisches Verfahren, um Distanz zur Vergangenheit herzustellen sowie die Positionierung in der Gegenwart kenntlich zu machen. Es ist bestens geeignet, dem Leser ein Identifikationsangebot zu unterbreiten. Wenn die ironische Kritik verstanden wird, entsteht das Gefühl des Dazugehörens zu einer eingeweihten Gruppe. Vor allem in den Texten von Hensel und Helbing, in denen die Wir-Erzählperspektive stark eingesetzt wird, finden sich abziehbildhaft die eben erwähnten typischen Elemente einer DDR-Kindheit wieder.

Helbing, der in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen ist, gibt angeblichen Allgemeingültigkeiten über das Pionierleben Vorrang und erwähnt eher am Rand, dass er bis zur Wende vor seinen Mitschülern und Lehrern die Zugehörigkeit zur katholischen Gemeinde verheimlichte – aus Angst, als Außenseiter behandelt zu werden. Das Beschwören der kollektiven, gesellschaftspolitischen Elemente der Kindheitskultur, wie zum Beispiel die Pionier nachmittage oder das Altstoff sammeln, ermöglicht am ehesten einen „ja-so-war-es-Effekt“ und damit ein Identifikationsangebot für zahlreiche Leser. Allerdings wird eine kritische Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit dadurch nicht angeregt. Interessanter als die Informationen über die DDR-Kindheitskultur ist deswegen für mich die rückblickende Perspektive, die in manchen Texten intensiv beleuchtet, in anderen nur zaghaft angedeutet wird.

Bereits 2001 themisierte Jana Hensel auf dem Kolloquium „Uwe Johnson und die junge Autoren generation“ in Neubrandenburg im Rahmen der Uwe-Johnson-Tage 2001 jenen Erinnerungsansatz, den sie in *Zonenkinder* realisierte. Junge ostdeutsche Autoren wie Falko Hennig oder Jochen Schmidt rekonstruierten und inszenierten Hensel zufolge in ihren Texten, die sie als „Herkunftsliteratur“ deklariert, ideologisch entschlackt das DDR-Alltagsleben, so wie es „gewesen sein könnte“.¹² Gleichzeitig werden die Texte „von den Realitätserwartungen“ der Leser determiniert, die nach Hensels Meinung ein Identifikationsangebot für ihre Generation

erwarteten. „In dieser Kinderwelt existiert kein Unrechtsstaat, es stören keine Menschenrechtsverletzungen, [...]“ Die Texte sollen „ein warmes, kuscheliges Wir-Gefühl erzeugen, in dem die Erinnerungen des Autors die Erinnerungen des Lesers stimulieren“¹³.

Die Reduzierung auf eine ideologisch entschlackte Kinderwelt, als die die DDR sich in Hensels Rückblick darstellt, war der Leitfaden für *Zonenkinder*. Aber war unsere Generation mit den Jahrgängen von 1975 bis 1985 ideologisch so unbelastet, dass die Erinnerung entideologisiert werden kann? Diese Frage treibt auch die Autoren Ide, Wiechmann und Mädler um. So überlässt Ide die Antworten auf die Fragen, „wie viel Politik [...] in einer DDR-Kindheit“ steckte und ob die Kindheit nicht „von Harmlosigkeiten“ wie „Kartoffeldruck und Lampionumzug“ geprägt war, dem Leser.¹⁴ Mädler erinnert sich „an ein kindliches Einverständnis“¹⁵ mit dem Staat. Ihrer Meinung nach politisierten Geschichten, die in der Schule gelesen wurden, und Lieder wie das vom „Kleinen Trompeter“, von dem sie die Melodie mochte, sowie die allgegenwärtigen Transparente in öffentlichen Räumen den Alltag der Kinder. Mädlers wenige verschwommene Kindheitserinnerungen, deren Glaubwürdigkeit sie selbst bezweifelt, reiben sich an ihren gegenwärtigen Kenntnissen über den Staat DDR. Rückblickend schämt sie sich, als Fahnenträgerin, vermutlich mit Stolz erfüllt, beim Appell mitgewirkt und „vorformulierte Passagen“¹⁶ auswendig gelernt zu haben. Ihre eigenen Erinnerungen – „meine im Rückblick so naiv und lieblich erscheinenden Kindheitserinnerungen“ – sind ihr manchmal „unangenehm“.¹⁷

Im Gegensatz zu Hensels und Helblings romantisierenden Darstellungen habe ich mich in Mädlers von Sehnsucht freiem, kritisch reflektiertem Text wiederfinden können. Ebenso wie sie finde ich es schwierig, die Erinnerungen an die Kindheit mit den heutigen Kenntnissen über die DDR in Einklang zu bringen. Mein Wissen über verschiedene Themen wie Verfolgung, Ausgrenzung und Überwachung, das ich seit der Wende in Gesprächen mit meinen Eltern erworben und mir

angelesen habe, gibt den Erinnerungen an manche Erlebnisse, wie etwa an das Pionierlager in der Slowakei, einen bitteren Beigeschmack. Mit diesem Roman, der erst 2011 erschienen ist, hat Mädler meiner Meinung nach den Erinnerungsraum, den Hensel mit *Zonenkinder* geschaffen hat und den die thematisch ähnlichen Texte von Wiechmann und Ide progressiv gestaltet haben, am stärksten erweitert. Der Erfolg von Hensels Roman ist eng verknüpft mit einer erneuten „Ostalgie“-Welle, die 2003 möglicherweise aufgrund des Filmes *Good Bye, Lenin!* die Medien des Landes erreichte. Hensel beantwortete als eine der ersten einer Generation, welche mit der DDR vor allem Kindheitserinnerungen verbindet, die Fragen danach, wie sich diese Jahrgänge an die DDR erinnern und wie sie sich im vereinigten Deutschland eingerichtet haben. Die Art und Weise, in der Hensel diese zu jenem Zeitpunkt in den Medien kursierenden Themen bearbeitete, orientierte sich zwar an Florian Illies' *Generation Golf*, war aber für den ostdeutschen Kontext neu. Deswegen wurde die Autorin in den Medien zur Repräsentantin für DDR-Kindheit und Ostdeutschland stilisiert. Mit *Zonenkinder* gab sie gleichzeitig den Anstoß zu einer ganzen Reihe weiterer autobiografischer Texte.

Aber Hensel ist es nicht gelungen, ihrem eigenen Konzept zu folgen und eine Kinderwelt ohne ideologische Folie darzustellen. Eine Kindheit in der DDR war ebenso wie der Alltag gesellschaftspolitisch stark geprägt, geplant und normiert. Deswegen ist der Versuch, das Heranwachsen in der DDR ideologisch entschlackt zu schildern, zum Scheitern verurteilt. Hensel thematisiert, ausgehend von ihrer eigenen Biografie, einen retrospektiv erfahrenen Verlust von Erinnerungen, von DDR-spezifischem Wissen. Sie erinnert bei ihrer durch Bedürfnisse in der Gegenwart determinierten Herkunftssuche an das vermeintlich Alltägliche und Gewöhnliche und will damit nicht nur das „von außen auferlegte, sondern darüber hinaus selbst praktizierte und verinnerlichte Erinnerungsverbot rückwirkend [aufheben]“.¹⁸ Sie musealisiert die Alltagskultur der in den 70er Jahren Geborenen – getreu dem Motto „Man

lernt die Dinge eben erst dann zu schätzen, wenn sie verschwunden sind“¹⁹ – fasst sie, wie der Literaturwissenschaftler Thomas Jung bemerkt, in homogenisierte Zeichen – Manne Murmelauge, Alfons Zitterbacke, Timur und sein Trupp, Volksarmee und Karl Eduard von Schnitzler – und erklärt mit ihnen ebenso selektiv wie rudimentär die Vergangenheit.²⁰ Sie berichtet somit in erster Linie von Elementen einer DDR-Kindheitskultur, die systempolitisch beeinflusst waren, und der Anteil der Dokumente, welche sich auf den Staat beziehen, überwiegt. So findet sich im Buch eine wahrscheinlich von der Autorin zum Ehrentag der Volksarmee gestaltete Seite aus einem Schulhefter, die eine Auseinandersetzung mit der vor-militärischen Erziehung von Kindern verlangt. Erinnert sei hier nur an Matheaufgaben, in denen die Reichweite von Raketen berechnet wurde, oder an den Sportunterricht, in dem ab der 5. Klasse Weitwurf mit einer Handgranatenattrappe, sogenannte F1, geübt wurde. Ide beispielsweise schildert, dass er bereits im Kindergarten nicht nur „Blumen“ malte, sondern auch „einen Soldaten mit einem Gewehr in der Hand“,²¹ und kommentiert diese Militarisierung, die sich durch die Schulzeit zog: „Die kleine Gewalt gehörte zur Kindheit in der DDR – wie sie wahrscheinlich zu jeder Kindheit gehört. Das Seltsame ist, dass der Drill vergessen wird, wenn Ostdeutsche, egal ob jung oder alt, von ihrer unbeschwerten Jugend schwärmen“.²² An das Gefühl, dass überall Krieg herrschte, kann sich Hensel jedoch erinnern: Sie berichtet von den Briefen, die sie abends gegen ihre Angst vor Bombenangriffen an Erich Honecker schrieb.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die direkt oder indirekt thematisierte Kluft zwischen der Erinnerung daran, wie ein Ereignis in der Vergangenheit erlebt wurde, und der Bewertung in der Gegenwart. Wiechmann beispielsweise beschreibt einen Sportwettkampf in einem Ferienlager im Sommer 1984, bei welchem er als der „stärkste Pionier“ ausgezeichnet wurde. Das erfüllte ihn nicht nur mit Stolz, sondern er war glücklich und hatte das Gefühl, alles richtig gemacht zu

haben. Somit erinnert er sich an ein intensives Glücksgefühl. Gleichzeitig hinterfragt er dieses, wenn er die Wettkämpfe aus der gegenwärtigen Perspektive heraus mit Krieg gleichsetzt und mit den Worten „Kindersoldaten in der DDR“²³ kommentiert. Hieran wird ein Konflikt zwischen individueller Erinnerung und dem offiziellen Diskurs über die DDR als Diktatur offenbart. Denn das öffentliche, staatlich approbierte Erinnerungsmuster an die DDR, das der Historiker Martin Sabrow als „Diktaturgedächtnis“ bezeichnet, fokussiert „den Unterdrückungscharakter der SED-Herrschaft und ihre [...] Überwindung in der friedlich gebliebenen Revolution 1989/90“ sowie „Verbrechen, Verrat und Versagen unter der SED-Herrschaft“ und die „Erinnerung an Leid, Opfer und Widerstand“.²⁴

Wiechmann ist derjenige unter den genannten Autoren, der sich direkt mit diesem Diktaturgedächtnis auseinandersetzt. Er erzählt chronologisch vom staatlich durchorganisierten Bildungsweg von der Kindheit an – Kinderkrippe über Kindergarten und Schule mit Pionierorganisation – bis zu seiner beginnenden Jugend und nimmt bereits im Vorwort das Ergebnis seiner Sozialisation bis zur Wende vorweg: „Aber ich [...] war schon in jungen Jahren mit Eifer dabei, mich zu einer allseits gebildeten sozialistischen Persönlichkeit zu entwickeln. [...] Ich glaubte also fest an die Ideale einer besseren Gesellschaft [...]. Mit anderen Worten: Ich war ein hoffnungsloser Fall. [...] Ein Ossi eben.“²⁵ Parallel dazu stellt er seine innere Reifung innerhalb des gesellschaftlich gesetzten Rahmens dar. Auch wenn Wiechmann aus erinnernder Perspektive bereits als Kind erste Widersprüche entdeckte zwischen der „allgegenwärtigen politischen Rhetorik“ in Kindergarten, Schule sowie der Pionierorganisation auf der einen und der DDR-Realität auf der anderen Seite, konnte er diese damals nicht einordnen und in einen größeren Kontext stellen. Für ihn waren die propagandistischen Parolen noch keine hohen Phrasen, sondern eine „stimmige Weltdeutung“, die zusammen mit dem durchgeplanten und deswegen oftmals als ausgefüllt wahrgenommenen kindlichen Alltag Sicherheit bot.²⁶ Mit den Ver-

änderungen im Herbst 1989 und dem Bekanntwerden von erschütternden „Wahrheiten über die DDR“ in den 1990er Jahren wurden ihm seine „Illusionen“ geraubt: „Was vorher richtig gewesen war, galt jetzt als falsch“.²⁷

Er schreibt wie die anderen Autoren direkt oder indirekt gegen das medial inszenierte Bild der DDR und der Ostdeutschen sowie gegen die Etikettierung „Unrechtsstaat“ an. Außerdem beschäftigt er sich mit unterschiedlichen Erinnerungsmustern, mit dem Diktaturgedächtnis auf der einen und medialer Vermarktung einiger Teile des DDR-Altags auf der anderen Seite. Wiechmann wehrt sich gegen die Reduzierung der Erinnerungen auf die Stichworte „Knusperflocken, Spreewaldgurken und Schlagersüßtafeln“ sowie die klischeehafte Darstellung der Ostdeutschen als „putzige Ossis mit buntgemusterten Nylonbeutelchen“.²⁸ Er konnte, wie er am Ende seines Textes schreibt, der „Etikettierung“ der DDR als „Unrechtsstaat“ lange Zeit nicht zustimmen, weil er sich bewusst gewesen ist, dass er aufgrund seiner im Text beschriebenen Sozialisation möglicherweise an der Grenze der DDR gedient hätte und ihm nur seine späte Geburt im Jahre 1974 die Entscheidung darüber abgenommen hat. Hieran wird ersichtlich, wie eng die Debatte um die DDR-Vergangenheit mit der Verteidigung der eigenen Identität auch für jüngere ostdeutsche Generationen verknüpft ist. Wiechmann steckt „der Osten noch immer tief in den Knochen“, obwohl er „im Westen zu Hause ist“.²⁹ Auch Ide stellt die hypothetische Frage, was aus ihm geworden wäre, wenn die Mauer nicht gefallen wäre – ob er in die SED eingetreten wäre oder für das MfS gearbeitet hätte. „Es fehlen mir nur wenige Jahre Leben, und alles wäre anders verlaufen“.³⁰ Diese Erleichterung, zu jung gewesen zu sein, um Entscheidungen treffen zu müssen, die den weiteren Lebensweg entscheidend beeinflusst hätten, ist in den Texten ebenso spürbar wie eine aufklärerische Intention bei der Darstellung einer DDR-spezifischen Sozialisierung.

Doch trotz der zahlreichen Gemeinsamkeiten weisen die einzelnen Texte auch sehr unterschiedliche Annäherun-

gen an die DDR-Vergangenheit auf. Ide, der von sich sagt, er sei im vereinten Deutschland angekommen, erklärt, dass er gleichzeitig in sich eine „nicht vergehen wollende [...] Sehnsucht“ verspüre.³¹ Obwohl er mehrere Erlebnisse aufführt, die eine beginnende Distanzierung zum Staat DDR noch vor dessen Ende aufzeigen, schmerzt es ihn, dass es bei einem Besuch in seiner ehemaligen, nun renovierten Schule nicht mehr „nach Bohnerwachs und zerkochten Kartoffeln“ riecht.³² Wiechmann begann in den 1990er Jahren, die eigene DDR-Biografie und den Staat kritisch und reflektierend zu hinterfragen, und kommt zu dem Schluss: „Mit keiner Träne trauere ich dem Osten hinterher.“³³

Eine fehlende Auseinandersetzung konnte dagegen zu einer Idyllisierung der Erinnerungsheimat führen, wie Hensel in ihrem Text verdeutlicht. Das Vergessen und Ausblenden in der Nachwendezeit führte in ihrem Fall zu einer äußerlichen Angepasstheit, aber inneren Heimatlosigkeit. Die DDR-Kindheit konnte darüber zu einer imaginären, märchenhaften Heimat, zu einer Fiktion werden. Ides Beobachtung ist zutreffend für Hensels Text:

Die eigene Kindheit soll in den Erzählungen keinen Schaden nehmen – ein Selbstbetrug. Viele junge Ostdeutsche sind stolz, von jener Seite zu kommen, die ihnen desto verwunschter erscheint, je länger sie verschwunden ist. Besonders in der Fremde befällt einen ein wohliger Schauer, wenn man Menschen trifft, mit denen man mit Hilfe weniger Worte ein tiefes Gefühl teilen kann – die Erfahrung vom Untergang eines Landes, in dem man selbst gelebt hat.³⁴

Diese unterschiedlichen Annäherungen an die Vergangenheit verdeutlichen, dass die ab Mitte der 1970er Jahre Geborenen den Weg ins vereinigte Deutschland „je nach Milieuzugehörigkeit, familiärer Situation und persönlicher Disposition“³⁵ unterschiedlich bewältigten. Der Versuch, ihre Eltern in die Annäherung an die DDR-Vergangenheit einzubeziehen, scheint bei den hier vorgestellten Autoren bisher nicht ge-

glückt zu sein, eine Erfahrung, die auch den Mitbegründern der Initiative *3te Generation Ostdeutschland*³⁶ aufgefallen ist. Aus diesem Grund verstehen die Autoren ihre Texte möglicherweise als Kommunikationsangebot an die Eltern. „Prager Frühling, Biermann-Ausbürgerung, wo habt ihr denn gelebt?, frage ich. Genauso könnte ich fragen, wo habe ich denn gelebt? Ich als Teil einer kollektiven Erinnerung, zugehörig einer bestimmten Generation [...]“³⁷ Die Eltern der Ich-Erzählerin in Mädlers Text haben auf diese Fragen keine Antworten. Sie verstehen nicht, warum solche Fragen die Tochter umtreiben. Hensel und Ide beschreiben, wie bei Familienfeiern die Vergangenheit ruhen gelassen wird und kritische Fragen, zum Beispiel nach IM-Tätigkeiten, nicht gestellt werden, um Eltern und Verwandte nicht zu verletzen. Für Ide kommt hier die „doppelte Sprache, [...] auch das Schweigen über offensichtliche Dinge“³⁸ zum Tragen, ein Ausdruck, der sich auf die von den meisten DDR-Bürgern früh erlernte Fertigkeit bezieht, bei der Kommunikation zwischen öffentlichem und privatem Rahmen zu differenzieren.

Das Diktaturgedächtnis mit seiner Konzentration auf „Verbrechen, Verrat und Versagen unter der SED-Herrschaft“ und der „Erinnerung an Leid, Opfer und Widerstand“³⁹ bietet für die meisten der jüngeren Generation Ostdeutschlands kein Identifikationsangebot und kaum Anknüpfungspunkte für die eigene Erinnerung. Obwohl das diktaturzentrierte Erinnerungsmuster mit seinem Täter-Opfer-Gegensatz die DDR erzählbar machen will, kann es, weil es allzu sehr vereinfacht, der Unterschiedlichkeit der Erinnerungen nicht gerecht werden. Deswegen ist in Ostdeutschland bis heute vor allem in der Alltagskommunikation und in literarischen Texten ein Erinnerungsmuster dominant, das der Historiker Martin Sabrow als „Arrangementgedächtnis“ bezeichnet. Es wirkt

stärker in die gesellschaftliche Tiefe und pocht hier mit stillem Trotz und dort mit lauter Vehemenz auf sein Eigenrecht [und] verknüpft Machtphäre und Lebenswelt [und] erzählt, K.W.] von alltäglicher Selbstbehauptung unter

widrigen Umständen, aber auch von eingeforderter oder williger Mitmachbereitschaft und vom Stolz auf das in der DDR Erreichte – kurz, es verweigert sich der säuberlichen Trennung von Biographie und Herrschaftssystem, die das Diktaturgedächtnis anbietet.⁴⁰

In diesem Zusammenhang stellt sich schließlich die Frage nach dem Informationswert und der Relevanz der Kindheits- und Jugenderinnerungen für die kollektive Erinnerung an die DDR. Die Texte leisten neben der Archivierung und der Vermittlung von Alltagsgeschichte auch den Versuch der Konstitution einer Nachwendegemeinschaft. In diesem Sinne haben sie einen kollektiven Effekt. Sie beschäftigen sich mit der DDR und den Transformationsprozessen im gesellschaftlichen Umbau nach der Wende und können deswegen als „Verständigungstexte“⁴¹ für verschiedene DDR-Generationen begriffen werden. Es sind aufgrund ihrer rückblickenden, erinnernden Perspektive Nach-Wende-Narrationen, die mehr über den heutigen Standpunkt 20 Jahre nach dem Mauerfall aussagen als über die DDR. Das Bedürfnis der „Neugründung“ der DDR als Erfahrungs- und Erzählgemeinschaft wird umso dringlicher, je stärker die ostdeutsche Bevölkerung das Gefühl hat, dass ihre biografischen Erfahrungen nicht ausreichend wahrgenommen und gewürdigt werden und sie deren Eigenwert als gefährdet erlebt. Angesichts des literarischen Erinnerungsbooms wird deutlich, dass die „gedächtnisbasierten Erzählungen“ über die DDR und Ostdeutschland nach der Wende die ostdeutschen Identitätsdebatten bereichern und einen Geschichtsentwurf mitbestimmen, welcher Identifikation bietet und an der Begründung der „sozialen Autobiographie der ostdeutschen Gesellschaft“ beteiligt ist.⁴²

20 Jahre nach dem Fall der Mauer ist der Disput um die „richtige“ DDR-Erinnerung stärker geworden, weil „vordem selbstverständliches Alltagswissen über das Leben in der DDR [...] allmählich an Präsenz verliert und als Korrektiv der medialen Meinungsbildung eine immer geringere Rolle spielt“⁴³

„So etwas ist in meiner DDR nicht vorgekommen“

Für Sabrow verdeutlicht die hohe Nachfrage

„nach alltagsgeschichtlichen DDR-Ausstellungen und ihre Befriedigung in einer rasch wachsenden Zahl von – zu meist nicht nach professionellen Standards betriebenen – DDR-Alltagsmuseen [...], dass die DDR als Teil unserer selbstverständlichen Erfahrungswelt mehr und mehr verschwindet. Sie hat sich in einen Projektionsort verwandelt und ist dadurch im wörtlichen Sinne frag-würdiger und umstrittener geworden“⁴⁴

Die wichtigste Aufgabe für die nächsten Jahre wird die Auflösung des Gegensatzes zwischen den beiden Erinnerungsmustern – Diktaturgedächtnis einerseits und Arrangementsgedächtnis andererseits – sein. Dabei geht es nicht darum, eine gemeinsame Erinnerung zu konstituieren, sondern „die Unterschiede zuzulassen und gemeinsam darüber nachzudenken, woher sie kommen“⁴⁵ In diesem Kontext leisten meiner Meinung nach die hier vorgestellten Beispiele autobiografischer beziehungsweise autofiktionaler Texte ebenso wie die Initiative *3te Generation Ostdeutschland* einen wichtigen Beitrag, weil sie zum Nachdenken über die DDR-Vergangenheit und die ostdeutsche Gegenwart anregen.

-
- 1 JENS BISKY: Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich, Berlin, 2004, S. 42. Auch wenn Biskys Text hier nicht weiter vorgestellt wird, weil er dem Jahrgang 1966 angehört, so bezeichnet dieses Zitat treffend die Tatsache, dass die Identifikation der Ostdeutschen mit der DDR selektiv ist und dass eine enorme Heterogenität bei den individuellen Erinnerungen zu beobachten ist.
- 2 JANA HENSEL: Zonenkinder, Reinbek, 2002.
- 3 DANIEL WIECHMANN: Immer bereit! Von einem jungen Pionier, der auszog, das Glück zu suchen, München, 2004.
- 4 ROBERT IDE: Geteilte Träume. Meine Eltern, die Wende und ich, München, 2007.
- 5 PEGGY MÄDLER: Legende vom Glück des Menschen, Berlin, 2011.
- 6 TOBIAS HELBING: Made in GDR. Einblicke in eine (a)normale DDR-Kindheit, Berlin, 2007.

- 7 Vgl. BERND LINDNER: Biographien aus einem verschwundenen Land. Die Jugendgeneration der DDR in literarischen Selbstbildern, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebenslaufanalysen, 16 (2003), S. 190–208.
- 8 THOMAS JUNG: Die Geburt der Popliteratur aus dem Geiste von Mozart und MTV. Anmerkungen zu Benjamin von Stuckrad-Barres Roman *Soloalbum*, in: ders. (Hg.): Alles nur Pop? Anmerkungen zur populären und Pop-Literatur seit 1990, Frankfurt a.M., 2002, S. 137–156.
- 9 Das kommunikative Gedächtnis bezeichnet laut Aleida und Jan Assmann die mündliche Überlieferung über drei Generationen hinweg. Vgl. JAN ASSMANN: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München, 1992; sowie ALEIDA ASSMANN; JAN ASSMANN: Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis, in: KLAUS MERTEN; SIEGFRIED J. SCHMIDT; SIEGFRIED WEISCHENBERGER (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in Kommunikationswissenschaften, Oldenbourg, 1994.
- 10 THOMAS AHBE; RAINER GRIES: Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands, in: Berliner Debatte Initial, 17 (2006), S. 90–109.
- 11 SANDRA YEMESIN: Eine Wärmflasche für meine Erinnerungen, in: TOM KRAUSCHAAR (Hg.): Die Zonenkinder. Die Geschichte eines Phänomens, Hamburg, 2004, S. 77–80.
- 12 JANA HENSEL: Das Land, in dem ich war. Zur Konstruktion von Kindheit in Texten junger ostdeutscher Autoren nach 1989, in: CARSTEN GANSEL (Hg.): Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte, Bd. 9, Frankfurt a.M., 2004, S. 191–199.
- 13 Ebd.
- 14 Ide, Geteilte Träume, S. 101.
- 15 MÄDLER, Legende vom Glück, S. 87.
- 16 Ebd., S. 91.
- 17 Ebd., S. 47.
- 18 ELISABETH HERRMANN: Individuelle Erinnerung als kollektive Identitätsstiftung nach dem Ende des Real-Sozialismus in Daniela Dahns *Westwärts und nicht vergessen* und Jana Hensels *Zonenkinder*, in: CARSTEN GANSEL (Hg.): Rhetorik der Erinnerung. Zu Literatur und Gedächtnis in den ‚geschlossenen Gesellschaften‘ des Real-Sozialismus, Göttingen, 2009, S. 369–385.
- 19 HENSEL, Zonenkinder, S. 36.
- 20 Vgl. THOMAS JUNG: Phantomschmerz beim Ausverkauf der Erinnerung. Über Jana Hensels *Zonenkinder*, in: Die Horen, 3 (2003), S. 119–130.

- 21 IDE, Geteilte Träume, S. 82.
 22 Ebd., S. 84.
 23 WIECHMANN, Immer bereit!, S. 99.
 24 MARTIN SABROW: Die DDR erinnern, in: ders. (Hg.): Erinnerungsorte der DDR, München, 2009, S. 11–27, hier S. 18f.
 25 WIECHMANN, Immer bereit!, S. 11f.
 26 AHBE; GRIES, Generationen der DDR, S. 102, Sp. 1.
 27 WIECHMANN, Immer bereit!, S. 167.
 28 Ebd., S. 9.
 29 Ebd.
 30 IDE, Geteilte Träume, S. 140.
 31 Ebd., S. 19.
 32 Ebd., S. 46.
 33 WIECHMANN, Immer bereit!, S. 170.
 34 IDE, Geteilte Träume, S. 67.
 35 AHBE; GRIES, Generationen der DDR, S. 102, Sp. 2.
 36 Siehe etwa JOHANNES STAEMMLERS Beitrag „Wir, die stumme Generation Ost“ in diesem Band, S. 212–215.
 37 MÄDLER, Legende vom Glück, S. 131.
 38 IDE, Geteilte Träume, S. 145.
 39 Vgl. SUSANNE LEDANFF: Neue Formen der „Ostalgie“ – Abschied von der „Ostalgie“? Erinnerungen an Kindheit und Jugend in der DDR und an die Geschichtsjahre 1989/90, Seminar, in: A Journal of Germanic Studies, 2 (2007), S. 176–193.
 40 SABROW, DDR erinnern, S. 18f.
 41 THOMAS KRAFT: Schwarz auf weiß oder Warum die deutschsprachige Literatur besser ist als ihr Ruf. Eine Werbeschrift, Idstein, 2005, S. 57.
 42 SIEGFRIED J. SCHMIDT: Gedächtnis – Erzählen – Identität, in: ALEIDA ASSMANN; DIETER HARTH (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt a.M., 1991, S. 378–397.
 43 SABROW, DDR erinnern, S. 20.
 44 Ebd.
 45 ANNETTE LEO: Die DDR im Museum. Geteilte Erinnerungen an einen untergegangenen Staat, www.bpb.de/themen/oPFP3N,o,o,Die-DDR_im_Museum.html [2.4.2012].

Wissen, wie es war

ROLAND JAHN

Gern stellen mir Journalisten auch heute noch die Frage, was ich denn als Ostler über dieses oder jenes denke. Oder, bei Gesprächen über die Geschichte der Stasi-Unterlagen-Behörde, ob denn die Stasi-Akten nicht von den Westlern dazu benutzt würden, den Osten kleinlaut zu halten. Eigentlich habe ich keine Lust, auf diese Fragen zu antworten. Den Ostler kenne ich nicht, den Westler, der den Osten kleinlaut halten will, auch nicht. Ich finde es ohnehin besser, sich von solchen Allgemeinplätzen fernzuhalten. Ich selbst? Der Begriff Ostler rauscht an mir vorbei, ich nehme ihn für mich nicht an.

Ich bin in Jena geboren, dort aufgewachsen. Dort hätte ich fast komplett die ersten 30 Jahre meines Lebens verbracht, wenn mich die Stasi nicht gut einen Monat vor jenem Geburtstag aus dem Land geworfen hätte. Ich habe noch für einen kleinen Moment versucht, die Frage des Landes, in dem ich leben sollte, in das ich gegen meinen Willen verbracht wurde, durch die Verweigerung eines Passes der Bundesrepublik hinauszuzögern. Das war ein Protest gegen den Staat DDR, der mich meiner Heimat beraubt hatte und mir ein neues Zuhause aufzwang. Dann habe ich mich in Berlin niedergelassen, im Westteil der Stadt. Und da war ich West-Berliner. Eine ganz spezielle Gattung des Bundesbürgers. Ich lebte sechs Jahre in einer Stadt, in der es nur eine Himmelsrichtung gab. Wohin man auch schaute, überall war Osten. Doch die meisten West-Berliner sahen nicht richtig hin.

Wir waren eine kleine Gruppe von Ex-DDRlern, die auf der westlichen Insel mitten in der DDR versuchte, eine Brücke der Kommunikation zwischen beiden Teilen der Stadt zu schlagen. Belächelt, bemitleidet oder auch angefeindet. Denn in der Mehrzahl war den Westdeutschen die DDR ziemlich

egal. Nicht wenige derjenigen, die sich als progressiv verstanden, wollten zudem die DDR gar nicht genau wahrnehmen. Menschenrechtsverletzungen hin oder her, wer die DDR deswegen kritisierte oder gar die DDR und die Bundesrepublik als ein Land begriff, war ein Kalter Krieger, ein Revanchist, ein Kommunistenhasser.

Auf der offiziellen Bühne stellten sich die meisten Politiker gut mit der Parteiführung der SED, die die DDR fest im Griff hatte. Entspannungspolitik. Pragmatismus. Wirtschaftsinteressen. Alle, die in diesem Kontext, wie etwa die Grünen-Politiker Petra Kelly oder Gert Bastian, an die eingesperrten politischen Häftlinge, die Verhinderung der Meinungs- und Reisefreiheit, die manipulierten Wahlen und die unterdrückte Opposition erinnerten, galten im offiziellen Polit-Diskurs schnell als Störenfriede.

Schnee von gestern. Die Mauer verschwand, und ich konnte das leben, was ich war. Weder Osten noch Westen. Ich war deutsch. So schnell ging das für die meisten anderen nicht. Umbrüche schaffen Verunsicherung. Wer seinen Job verliert, neue Regeln lernen muss, der sucht nach Halt. Das Unter gegangene und Vergangene glänzt da gern vollkommener, als es war. Ossi zu sein, war für manche auch ein Schutzzschild, ein Heimplatz, eine Vertrautheit in einer neuen Welt. Ich hatte kein Bedürfnis, am Alten festzuhalten. Ostler war ich schon länger nicht mehr, Westler auch nicht wirklich. Ich war eben Deutscher und gern auch Europäer.

Dennoch habe ich die letzten 20 Jahre damit verbracht, nicht ausschließlich, aber doch zu einem wichtigen Teil meines beruflichen Lebens, mir die Geschichte des Ostens, der DDR anzuschauen. Dieses Regime, mit dem ich mich so in die Haare bekommen hatte und das mein Leben und das meiner Familie sowie Tausender anderer Familien heftig durcheinandergebracht und beschädigt hat. Was ich erlebt hatte, wusste ich. Aber was es für andere, insgesamt für die Gesellschaft bedeutet, dass die DDR als Diktatur existiert hat, das wollte ich wissen. Ich wollte wissen, wer verantwortlich war, wie es funktioniert

hatte und wie die Diktatur jeden Einzelnen beeinflusst hat. Bei der Beschäftigung mit der DDR als Journalist und jetzt als Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen muss ich zwei Dinge erkennen. Nach wie vor liegt es an einem selbst, ob man sich den Kategorien unterwirft, die andere an einen anlegen. Was heißt das schon: Wessi oder Ossi? Aber gleichzeitig ist auch unübersehbar: Die DDR hat ihre Bürger unfrei gehalten, sie zur Anpassung gedrängt und Widersprechen bestraft. Das hat die Gesellschaft verändert. Tieffgreifend, lang andauernd, mit Folgen auch für unser jetziges Miteinander. So habe ich es erfahren. Die Praxis und das Prinzip der Abgrenzung haben die Menschen nicht nur im Handeln, sondern auch im Denken beschränkt. Sich das einzustehen, ist schmerhaft.

Der Schritt danach war eines der besten Dinge, die ich erlebt habe. Anzukommen in einer weit offenen Gesellschaft, in der jeder Gedanke sein darf und die Selbstbestimmung in alle Richtungen möglich ist. Frei zu sein von der Angst. Frei zu sein, jede Meinung zu äußern. Frei zu sein, mein Leben so zu gestalten, wie ich es will. Angst vor zu viel Freiheit hatte ich dabei nie, auch wenn ich lernen musste, mit der Fülle der Möglichkeiten umzugehen. Mit dem Risiko der falschen Entscheidung leben zu lernen, so anstrengend das ist, war für mich dennoch eindeutig besser, als bevormundet zu werden. Freiheit ist ein ständiger Prozess. Freiheit heißt auch, alte Denkmuster, die einem verordnet werden oder die man sich im Leben selbst auferlegt, aufbrechen zu können, ganz unabhängig davon, in welcher Gesellschaft man lebt.

Die DDR erlebt und gelebt zu haben, ist für mich eine Erfahrung, die mir hilft, die Freiheit in der heutigen Gesellschaft zu definieren. Es ist ein Spiegel, in dem ich heute Freiheit messen kann. Diese Chance haben auch die nächsten Generationen, wenn sie sich mit der Vergangenheit ihrer Eltern und Großeltern beschäftigen. Die Vergangenheit ist kein Gefängnis, sie bietet die Chance für neue Erkenntnis. Sich auf diese Suche zu begeben, das lohnt sich, egal, woher man kommt. Nehmt Euch die Freiheit dazu.

Bin ich ostdeutsch?

Vom Umgang mit den kleinen Unterschieden

ANNE SCHREITER

Als die Mauer fiel, war ich noch nicht mal ganz sechs Jahre alt. Bin ich tatsächlich anders als die jungen Erwachsenen, die nur knapp 60 Kilometer weiter westlich geboren wurden? Bin ich bescheidener, weil ich meinen ersten Pfirsich-Maracuja-Joghurt noch mit meinem Bruder teilen musste? Bin ich politisch sensibilisierter, weil ich auf den Schultern meines Vaters und mit Kerze in der Hand unbedarf „Egon, rück das Westgeld raus“ mitkraekelte? Bin ich dankbarer, weil meine Eltern aus politischen Gründen nicht studieren durften, ich aber schon? Bin ich emanzipierter, weil meine Mutter schon immer Vollzeit gearbeitet hat? Darf ich stolz sein, ein bisschen DDR-Geschichte miterlebt zu haben, und genervt, wenn meine Herkunft nach wie vor erklärungsbedürftig erscheint? Bin ich ostdeutsch?

Was heißt das eigentlich? Dass ich ordentlich Sächsisch sprechen kann? Als Grund reicht das kaum aus, denn wirklich anders komme ich mir als Ostdeutsche unter Westdeutschen meiner Generation zunächst nicht vor. Viel schwerer wiegen die Unterschiede in politischen Ansichten oder in den Voraussetzungen für Akademiker- und Arbeiterkinder. Doch inzwischen kann zumindest theoretisch jeder ins Ausland reisen, dem Konsum frönen und sich kritisch zu bestehenden Verhältnissen äußern. Auch ich kann das, allerdings in dem Wissen, dass es ganz anders hätte kommen können.

Das sehe ich an meinen Eltern und Verwandten. Sie alle sind hauptsächlich Gewinner der Wende. Ihnen geht es wirtschaftlich besser als zuvor, sie genießen Reise- und Wahl-

freiheit und müssen sich weniger um die selbstbestimmte Zukunft ihrer Kinder sorgen. Eine ab und an aufflackernde Ostalgie wird schnell wieder vom Wissen um die Einschränkungen durch das DDR-Regime überlagert. Die Erzählungen aus der Familie mischen sich mit meinen eigenen Erinnerungen und werden dadurch besonders eingefärbt: die unbändige Freude in meinem ersten richtigen Spielzeugladen kurz hinter der Grenze, als ich mir für das Begrüßungsgeld etwas aussuchen durfte. Der Westen war reich und herrlich bunt. Aber ebenso das seltsame Gefühl, im Trabant zwischen schicken Westautos zu stehen, aus denen uns die Köpfe zugedreht wurden. Der Westen war anfangs auch sehr fremd.

Wir besaßen weniger als die Menschen drüben im Westen, das erschien mir zumindest schon recht früh so. Die politischen Ausmaße wurden mir aber erst später bewusst. Ich erfuhr, dass meine Großeltern bespitzelt, meine Eltern systematisch benachteiligt wurden. Die Menschen wiederum hielten zusammen, wurde mir erzählt. Ich kam also aus einem Land, das schlecht zu sein schien, in eines, das fremd war und auch seine Tücken hatte. Das war für mich als Kind verwirrend.

Aber meine Familie und Freunde blieben die gleichen; die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen besorgten oder euphorisierten mich als Kind kaum. Und so wurde das Neue schließlich ganz normal. Der Auslandsaufenthalt in den USA war im Laufe der Zeit normal geworden, obwohl meine Eltern noch nie da gewesen waren. Das Studium, die Auslandssemester, all das wurde selbstverständlich für mich, und doch wurde mir stets die Exklusivität dieser Ereignisse durch meine Familie gespiegelt. Dadurch wurde nicht nur das Bild von der Vergangenheit mitbestimmt, sondern auch die Linse auf die Gegenwart scharf gestellt.

Wenn ich heute mit gängigen Ost-Stereotypen oder dem Unwissen über die neuen Bundesländer konfrontiert werde, fühle ich mich daher meist nie selbst, sondern stellvertretend für meine Familie angegriffen. Dabei sehe ich mich immer in der Verantwortung, schiefe Ansichten geradezurücken –

nicht selten haben auch Vertreter meiner Generation aus Westdeutschland bestimmte Einstellungen gegenüber dem Osten einfach übernommen. Genauso ärgere ich mich über unreflektierte Ostalgiker, die oft alle Klischees bestätigen. Mir scheint es dann manchmal so, als würden die jungen Menschen in Ost und West die konstruierten Grabenkämpfe ihrer Eltern austragen und sich weniger an einer eigenen Perspektive abarbeiten. Denn was wirklich nervt, sind nicht die Witze über Mandys, Bananen und Rechtsextremismus – Humor hat immer etwas Verbindendes. Es ist vielmehr die Kombination mit Ignoranz und Selbstgefälligkeit, die mich wütend macht, und das überall in Deutschland.

Die DDR gibt es nicht mehr, und das ist gut so. Die Menschen gibt es aber noch. Die Vertreter der Dritten Generation Ostdeutschland haben dabei die nicht leichte und verantwortungsvolle Aufgabe einer Mittlerrolle zwischen Ost und West. Sie sollten daher das Erbe der vorherigen Generationen nicht beiseiteschieben, gleichzeitig sollten sie sich davon aber auch nicht vereinnahmen lassen.

Vielleicht bin ich gerade deswegen ostdeutsch, weil mir bewusst ist, dass ein gesamtdeutsch geprägtes Leben mit all den Möglichkeiten und Freiheiten und zugleich den Anforderungen etwas Besonderes ist. Es hätte auch anders verlaufen können. Heute esse ich ganz selbstverständlich einen Pfirsich-Maracuja-Joghurt. Manchmal fällt mir dabei ein, dass mir vor 22 Jahren nie zuvor etwas besser geschmeckt hatte als dieses Discounter-Produkt. Das lag vielleicht an den ungewohnten Geschmacksverstärkern, vielleicht an der Ehrfurcht vor dieser anfangs seltenen Ware. Die hat sich inzwischen abgenutzt. Was bleibt, ist ein Gefühl der Dankbarkeit, dass ich heute viel mehr haben kann, viel mehr entscheiden darf, als es ohne die Wende für mich je möglich gewesen wäre. Meine Generation und ich haben deshalb aber auch eine besondere Verantwortung, wie wir mit dieser Freiheit umgehen.

Wendekinder

Zwei Schwestern im Gespräch

JANA WESSENDORF · ANNE WESSENDORF

Als im Spätsommer 2011 der Artikel „Wir, die stumme Generation Ost“ von Johannes Staemmler in *Die Zeit* erscheint, fühlen wir uns angesprochen und kommen ins Gespräch über die gesellschaftliche und politische Wende, die wir als Heranwachsende miterlebt haben. Einige Wochen später stehen wir nach einem gemeinsamen Mittagessen noch ein Weilchen auf der Dachterrasse des Bürogebäudes, in dem Anne arbeitet, und blicken über die Bankenstadt Frankfurt am Main. Hier haben wir auch einige Zeit zusammen gewohnt, bevor Jana vor ein paar Jahren in die Schweiz gezogen ist. Wieder kommen wir auf die Wende zu sprechen. In seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit hatte der Bundespräsident Christian Wulff unlängst die DDR wieder als Unrechtsstaat gebrandmarkt. Wir sind uns einig, dass die öffentliche Auseinandersetzung mit der DDR weitgehend an uns und unseren Empfindungen vorbeigeht. Wir stellen fest, dass wir uns, um das zu ändern, beteiligen müssen an dem, was da besprochen wird.

JANA Ich frage mich, warum wir uns eigentlich in der öffentlichen Auseinandersetzung mit der DDR so wenig wiederfinden.

ANNE Vielleicht liegt es daran, dass die persönliche Erlebniswelt in einem ziemlichen Gegensatz zu dem Bild steht, das in der Öffentlichkeit heute von der DDR gezeichnet wird. Die Gesellschaft, in der wir jetzt leben, verurteilt die DDR als Unrechtsstaat. Für die guten Erinnerungen an meine Kindheit in der DDR ist in diesem Urteil kein Platz, sie gehen darin unter.

Der Übergang von der Kindheit in die Jugend fiel bei mir zeitlich mit der Wende zusammen. Darin liegt gleichzeitig auch eine Schwierigkeit für mich: Die DDR habe ich nur als Kind erlebt, das vereinigte Deutschland nur als Jugendliche und dann als Erwachsene. Woran kann ich nun festmachen, ob etwas Gutes und Schönes, an das ich mich aus DDR-Zeiten erinnere, wirklich so gut war, wie es mir scheint, oder ob es mir nur so vorkommt, weil ich zu DDR-Zeiten die Welt noch mit der Begeisterung eines Kindes sah?

JANA Zweifelst du deine Erinnerung an die guten Dinge in der DDR an?

ANNE Nein, ich zweifle nicht meine Erinnerungen als solche an. Ich finde es nur schwierig, ausschließlich die Gefüls- und Erlebnisweisen aus der Kindheit zur Verfügung zu haben, um die DDR-Zeit mit meinem jetzigen Leben zu vergleichen und die Unterschiede zu bewerten. Wenn wir zum Beispiel als Kinder hin und wieder unsere Verwandten in Berlin besuchten und auch ein Besuch im Erlebnisbad SEZ (dem Sport- und Erholungs-Zentrum) in Berlin-Friedrichshain anstand, dann durchflutete mich ein Gefühl der Glückseligkeit, wenn ich nach dem ewig langen Anstehen endlich die Münze für das Drehkreuz am Eingang in der Hand hatte. Und der Spaß, den wir hatten, wenn wir kurz danach im landesweit bekannten Wellenbecken durch die künstlich erzeugten Wellen gesprungen sind! So intensiv kann ich mich heute gar nicht mehr freuen. Inwieweit liegt das nun daran, dass ich heute einfach zu gesättigt bin, weil ich in einer sogenannten Überflussgesellschaft lebe, und inwieweit daran, dass ich kein Kind mehr bin?

JANA Dieses Gefühl der Glückseligkeit ist sicher im besonderen Maße ein Gefühl der Kindheit, in der man die Dinge unreflektierter und mit weniger Lebenserfahrung sieht.

Erinnerst du dich noch an unseren ersten Besuch im Westen? Es war der Tag der Maueröffnung, und wir haben uns

in die Schlange gen Westen eingereiht. Ich hatte ein bisschen Bammel, dass wir womöglich nicht rüber dürfen, weil vielleicht irgendetwas im Pass nicht stimmt oder so etwas in der Art.

ANNE Ja, wir wollten eigentlich nach Erfurt, um Möbel für dein Zimmer zu kaufen, und sind dann kurzerhand in die andere Richtung auf die Autobahn aufgefahren. Ich war damals zehn Jahre alt. Als Erstes ist mir aufgefallen, wie glatt die Straßen drüben waren. Die Schlaglöcher waren mit ebenen, rechteckigen Flicken ausgebessert worden und nicht mit den unförmigen, wulstigen „Flatschen“, welche die Straßen der DDR in Holperstrecken verwandelten. Das war damals ein richtiges Aha-Erlebnis für mich. Wieso war ich selbst noch nicht darauf gekommen, dass man das auch so machen konnte? Dann der Geruch der Luft – so sauber. Und der Besuch in dem Supermarkt, der eigentlich gerade seine Pforten schließen wollte. Als wir an der Tür sagten, woher wir kamen, wurden wir herzlich begrüßt und eingelassen, obwohl wir gleich darauf hinzwiesen, dass wir kein „Westgeld“ hatten. Zum Schluss bekam jede von uns noch eine tolle Comic-Postkarte geschenkt, weißt du das noch?

JANA Ja, das weiß ich noch. Ich sehe uns noch vor dem Supermarkt stehen. Staunend durch die Scheiben nach innen schauend. Ungläublich. Wie in eine andere Welt hineingeworfen.

ANNE Auch mir ist dieser Anblick und die damit verbundene Begeisterung haften geblieben. Heute ist das ein alltäglicher Anblick für mich, der keine großartigen Glücksgefühle mehr auslöst. Daraus schließe ich, dass materielle Vielfalt an sich wohl nicht unmittelbar das gefühlte Glück vergrößert. Oder inwieweit vergleiche ich hier möglicherweise wieder Äpfel mit Birnen, weil ich die Erlebniswelt eines Kindes der einer Erwachsenen gegenüberzustellen versuche? Ich kann es nicht sagen. Auch das ist ein gutes Beispiel für meine oben

beschriebene Schwierigkeit, die Erinnerungen aus der DDR-Zeit mit den Eindrücken der heutigen Zeit zu vergleichen.

Die Prägung unserer Kinderjahre ist im Übrigen nur die eine Seite. Auf der anderen Seite habe ich mich an die veränderten gesellschaftlichen Umstände angepasst und identifizierte mich mit ihnen. Das bringt mich auch in einen inneren Zwiespalt; manchmal fühle ich mich hin- und hergerissen zwischen dem politischen Denken und dem gesellschaftlichen Konsens, wie diese sich mir heute präsentieren, und dem, was ich früher als politische und gesellschaftliche Wahrheit erlebt habe. Man könnte mir entgegnen, das von früher war keine Wahrheit, das war Ideologie. Aber wenn etwas, das ich schon einmal als Wahrheit angenommen hatte, sich im Nachhinein so einfach als Ideologie herausstellen konnte, wäre es dann nicht leichtsinnig, gar töricht, den gleichen Fehler noch einmal zu begehen und sich jetzt so einfach auf den neuen gesellschaftlichen Diskurs einzulassen? Bereits die Wahl der Themen, mit denen sich die Öffentlichkeit beschäftigt, unterliegt doch dem gesellschaftlichen und damit einem systembedingten Einfluss. Manchmal wünsche ich mir, ich müsste nicht so viel zweifeln und könnte einfach mitmachen.

Ganz abgesehen davon will sich die verinnerlichte Wahrheit von damals auch nicht so leicht als Ideologie abtun lassen. Im Gegenteil, manchmal habe ich den Eindruck, dass der Kalte Krieg, der in meiner Kindheit zwischen Ost und West tobte, in meinem Inneren noch nicht ausgestanden ist. Es ist, als ob es ein Ost-Ich und ein West-Ich in mir gibt, die sich zeitlich nacheinander gebildet und auch nicht automatisch miteinander verzahnt haben. Mein enger Freund André, mit dem ich kürzlich bei einem Besuch auf dem Feldberg im Taunus über dieses Thema gesprochen habe, sagte es mit den folgenden treffenden Worten: „Ich habe mich damals einfach um 180 Grad gedreht und bin unreflektiert in die andere Richtung losmarschiert. Den kleinen Jungen, der stellvertretender Freundschaftsratsvorsitzender und Mannschaftssieger der DDR-Spartakiade im Schach geworden war, habe ich einfach

stehen gelassen. Und dort steht er heute noch und wartet darauf, dass ich ihn abhole.“ Es sind zwei innere Welten, die es miteinander zu versöhnen und zu integrieren gilt. Auch mehr als 20 Jahre nach der offiziellen Wiedervereinigung muss ich mir die Vereinigung dieser beiden Welten mühsam weiter erarbeiten.

JANA Das empfinde ich anders. Für mich ist es eher ein Bonus, das Wertesystem aus meiner Kindheit in mir zu haben, nicht etwas, das in Konkurrenz zum heutigen steht, sondern ich verstehe beide Systeme als Ergänzung zueinander. Vielleicht hat es etwas damit zu tun, dass André und du zweieinhalb Jahre jünger seid als ich. Da ich zum Zeitpunkt der Grenzöffnung bereits 13 Jahre alt war, konnte ich damals die Tragweite der Geschehnisse schon eher erfassen und mich mit ihnen bewusst auseinandersetzen. Ich hatte damals in dem Sinne Glück, dass die Wende für mich just zu dem Zeitpunkt kam, als die Weichen für das Erwachsensein und das Berufsleben gestellt werden mussten. Ich glaube, dass man sich als so junger Mensch auf solch tiefgreifende Veränderungen noch viel leichter und unbeschwerter einstellen kann als in späteren Lebensjahren. Hast du, rückblickend, eigentlich damals von mir als deiner älteren Schwester mehr Halt oder Unterstützung erwartet?

ANNE Nein, ich habe mich damals eigentlich nicht verloren gefühlt. Die Tragweite des Umbruchs war mir noch gar nicht so bewusst. Ich habe natürlich mitbekommen, dass da etwas Wichtiges vor sich ging, das unser Leben und unseren Alltag veränderte. Jedoch erlebt man als Kind ja viele Dinge dieser Welt zum ersten Mal, muss sich immer wieder in völlig neuen Situationen zurechtfinden, auf bislang nie Gesehenes einstellen, so dass die innere Flexibilität auch noch besonders groß ist. Das Nachdenken hat erst Jahre danach begonnen. Die Verunsicherung und Spaltung, die der Umbruch in meinem Inneren ausgelöst hat, wird mir erst jetzt so richtig bewusst.

JANA Das Alter, in dem ich damals war, die Pubertät, ist eine Zeit, in der man sich von den Eltern ein Stück weit abnabeln, sich unterscheiden möchte und gegen das Bestehende rebelliert. Vielleicht war es gerade deshalb zu diesem Zeitpunkt sogar besonders leicht für mich, ein verändertes Wertesystem kennenzulernen und mich mit diesem zu identifizieren. Natürlich verlief auch dieser Prozess nicht immer problemlos. Gerade am Anfang war ja das gesamte Umfeld mitgerissen vom Strudel der sich täglich ereignenden Neuigkeiten. Es war zu der Zeit schwierig, einigermaßen konstante Anhaltspunkte, Richtungsweiser zu finden. Auch die Lehrer, die vor der Wende noch viel von Kollektiv und Teilen erzählt hatten, sprachen auf einmal davon, dass man selbst sehen müsse, wo man bleibt, auch mal seine Ellbogen einsetzen müsse. Die gleichen Menschen senden auf einmal andere Botschaften.

Auch habe ich mich am Anfang gefragt, warum die Menschen alle unser Land verlassen wollen, habe bemerkt, dass unsere Eltern jeden Abend gebannt vor Fernseher und Radio saßen, wir beim Abendbrot zum ersten Mal auch Fernsehen schauten. Mit der Zeit aber, zumindest erinnere ich mich heute so zurück, verlief meine Anpassung doch recht unkompliziert. Ich habe mich schnell im neuen System zurechtgefunden. Als junger Mensch habe ich die gewaltigen Möglichkeiten gesehen, die sich nun auf einmal boten. Ich bin damals in keine Sinnkrise geraten. Heute, Jahre später, erlebe ich es so, dass die Prägung meiner Kindheit wieder verstärkt in das Bewusstsein tritt und mich an diversen Werten und Entwicklungen der heutigen Zeit und Gesellschaft zweifeln lässt. Ich denke unter anderem daran, wie die soziale Marktwirtschaft in der Realität im Widerspruch zu ihrem theoretischen Ansatz des verantwortungsvollen Umgangs mit den Ressourcen gelebt wird. Ich denke auch an die Ellbogenmentalität in unserer heutigen Gesellschaft und im Arbeitsleben, die in großem Gegensatz zum Kollektivgedanken des Kommunismus steht, oder die Zweiklassengesellschaften im Gesundheits- und Bildungswesen, die als normal hingenommen werden.

ANNE Für die Generation unserer Eltern war es bestimmt nicht so leicht.

JANA (*nachdenklich*) Für die damals Erwachsenen kam die Wende häufig auf dem Höhepunkt oder auf dem Weg zum Höhepunkt ihrer gesellschaftlichen Leistungsfähigkeit. Mit dem Umbruch war nicht nur eine gesellschaftliche Vision gescheitert. Karrieren waren abrupt beendet. Das Arbeitsleben veränderte sich massiv. Ungekannte Arbeitslosigkeit, berufliche Umschulungen und Neuanfänge prägten in den Nachwendejahren für viele von uns Wendekindern das Bild unserer Eltern und der Erwachsenen um uns herum. Der Verlust der Orientierung ist eine gemeinsame Erfahrung der Dritten Generation Ostdeutschlands und der Generation ihrer Eltern, denn Eltern und Kinder mussten sich parallel in die neue Welt einleben.

ANNE Diesen Verlust der Orientierung spüre ich noch heute. Vielleicht gehört das allerdings auch zum Erwachsensein dazu, auch ohne gesellschaftlichen Umbruch?

JANA Ich stelle mir vor, es ist vielleicht ein bisschen wie beim Erlernen des Fahrradfahrens. Am Anfang kannst du kaum das Gleichgewicht halten, und die Stützräder bewahren dich vor dem Umfallen. Irgendwann, wenn du ein Gleichgewichtsgefühl entwickelt hast, werden die Stützräder abgeschraubt, und du musst fortan die Wackler selbst ausgleichen. Das ist zwar anstrengender, verschafft aber auch Freiheit.

ANNE Im Vergleich zu unserer Generation beobachte ich immer wieder, dass sich DDR-Bürger, die schon zum Zeitpunkt der Wende erwachsen waren, teilweise nur unzureichend mit der neuen Welt identifiziert haben – von einer inneren Verarbeitung des Umbruchs ganz zu schweigen. Ich glaube, dass die Ursache dieses Phänomens auch darin liegt, wie die Wende vollzogen und wie sie im vereinten Deutschland gesellschaft-

lich diskutiert wurde. An der DDR wurde und wird in der öffentlichen Debatte ja kaum ein gutes Haar gelassen. Was aber, wenn man sich dort eigentlich ganz wohl gefühlt hat? Dann ist man doch automatisch in der Verteidigungsposition. Ein offener, konstruktiver Dialog über die Unterschiede zwischen Ost und West ist so gar nicht möglich. Der immer wieder gehörte Satz: „Es war nicht alles schlecht“ ist für mich zum Ausdruck einer chronischen Verteidigungshaltung ehemaliger DDR-Bürger und zum Symbol der gesellschaftlich nicht akzeptierten und verhönten Trauer um das Verlorene geworden. Denn über das Verlorene kann man nicht öffentlich sprechen, ohne sich dem Vorwurf der „schalen Ostalgie“ auszusetzen mit all ihren Konnotationen – Angriff, Herablassung und Spott – und den daraus resultierenden Gefühlen bei den Betroffenen. Das Gefühl der Demütigung, das dem vernichtenden gesellschaftlichen Urteil entspringen muss, ein halbes Leben lang etwas wesentlich falsch eingeschätzt oder übersehen zu haben. Das Gefühl des Unverständseins. Die Wut über die Ablehnung. Das Ergebnis ist ein innerer Rückzug bis hin zur Resignation. Wenn ich beobachte, wie sich Menschen, die ich von Kindesbeinen an kenne, in diesem Sinne zurückziehen, macht mich das traurig. Es hat in mir eine gewisse Bedrückung ausgelöst, die mir zu einem unterschwelligen Begleiter geworden ist. Bemerkenswert finde ich, dass hier wieder ein „Rückzug ins Private“ stattfindet, der bereits als gesellschaftliches Phänomen der DDR beschrieben und als symptomatisch für deren demokratische und politische Unzulänglichkeit gewertet wurde. Dieser Rückzug ist nicht nur auf der persönlichen Ebene, sondern auch für unsere heutige Gesellschaft ein trauriger Verlust, zeigt sich in ihm doch auch eine verpasste Chance auf einen echten Dialog, um im Rahmen der Wiedervereinigung das Beste aus beiden Welten zusammenzuführen. Aus gesellschaftlicher Sicht ist die Wiedervereinigung leider eine Einbahnstraße geblieben. Übrigens entdecke ich diese Empfindung des Nicht-dazu-Gehörens ein Stück weit auch an mir selbst und glaube es auch bei dir wahrzunehmen.

JANA (*runzelt die Stirn*) Du hast recht, ich selbst kenne dieses Gefühl auch, das du beschreibst. Wenn ich mich mit Dritten über meine Herkunft unterhalte, kommen bei den Gesprächspartnern häufig als Erstes die bekannten, schon so oft strapazierten Plättitüden und Klischees zur Sprache. Ich habe dabei oft das Gefühl, dass meine ehrliche Meinung zu diesem Thema, die von der undifferenzierten, generalisierten Verurteilung der DDR abweicht, nicht gehört werden möchte. Ich fühle mich dann genötigt zu beschwichtigen, sage, was das Gegenüber offenbar hören möchte. Dann bin ich sauer, ziehe mich zurück und fühle mich wieder unverstanden. Wenn mir ein Gesprächspartner provokant und überheblich sogenannte Fakten an den Kopf wirft, die gar nicht auf eigenen Erfahrungen mit dem Land meiner Kindheit basieren, dann fehlen mir für ein echtes Gespräch das ehrliche Interesse und der Versuch eines offenen und einigermaßen differenzierten Umgangs mit der Thematik. Die DDR, das waren für mich nicht nur Mauertote, Unrechtsstaat und Sportdoping. Die DDR, das waren auch knapp 17 Millionen Menschen mit einer eigenen Kultur, Mentalität und ihrem Wertesystem. Dies alles aber fehlt vollkommen in der gesellschaftlichen Diskussion und Aufarbeitung oder findet keine Beachtung. Ich denke, hier haben Deutschland und seine Menschen im Sinne eines wirklichen Zusammenwachsens noch viel nachzuholen.

Oftmals begegnet mir der offenste Umgang mit dem Thema DDR im Ausland, bei Nichtdeutschen. Dort spüre ich ehrliches Interesse und eine weniger vorgefertigte Meinung. Richtig gefreut habe ich mich bei einer Diskussion auf einer Berghütte in den Alpen, als ein Schweizer, der in den Vorwendejahren oft beruflich in der DDR zu tun hatte, auch positive Seiten aufzählte, zum Beispiel das Bildungswesen. Vieles sei ungeprüft in die gleiche Schublade gesteckt worden wie die politischen Themen. Es war spannend und beruhigend für mich, die Ansicht eines Außenstehenden dazu zu hören, ohne das Gefühl zu bekommen, meine Erinnerungen seien „ideologische Verblendungen“.

ANNE Als eine Botschaft der demokratischen Idee habe ich inzwischen verinnerlicht, dass die Gesellschaft davon lebt, was der Einzelne denkt, glaubt und fühlt. Und das ist gerade einer der Gründe, warum ich mich freue, einen öffentlichen Dialog zu führen. Es ist für mich ein Weg und auch ein Zeichen dafür, dass es möglich ist, sich einzubringen und damit nicht zuletzt dem inneren Rückzug entgegenzuwirken.

JANA Aber müssen wir uns beide nicht auch fragen, warum wir in 20 Jahren niemals so intensiv miteinander darüber gesprochen haben wie jetzt?

ANNE Dafür gibt es sicherlich mehrere Gründe. In den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung waren wir beide Teenager und mittendrin im Trubel der neuen Zeit. Sicher spielte auch unsere familiäre Situation eine Rolle, die in diesen Jahren ja gleichfalls eher unruhig war. Später waren wir lokal oft weit voneinander getrennt und haben die Wiedersehen für aktuellere Themen genutzt. Spätestens jedoch, als wir beide drei Jahre zusammen in Frankfurt gelebt haben, hätten wir mehr als Gelegenheit dazu gehabt. Aber ich glaube, zumindest ich hatte mich zu dem Zeitpunkt noch gar nicht so bewusst mit der Thematik auseinandergesetzt. Mein Umgang mit der Wende glich lange Zeit mehr einem Getriebensein als dem Versuch einer aktiven, bewussten Aufarbeitung. Es war einfach zu viel, was da bewältigt werden musste. Du weißt ja, dass ich bald nach der Wende regelmäßig von Eisenach zu einem Reitstall nach Hessen gefahren bin, um dort Reitunterricht zu nehmen. Eines Tages sprang dort fröhlich ein neuer Hund auf mich zu. Nach dem Namen gefragt, antwortete mir meine Reitlehrerin, dass der Hund Gorbi heiße, als Abkürzung von Gorbatschow. Dann fügte sie noch etwas hinzu, dass ich akustisch nicht richtig verstand. Sie sagte: „Gorbi, nach dem Heilsbringer der Deutschen“, und lächelte mich an. Oder hatte sie „Halsbrecher“ gesagt? Aus dem Osten kannte ich vor allem die Stimmen, die Gorbatschow als Verräter bezeichneten. Ich

war also verwirrt, hatte aber nicht den Mut, sie zu fragen und mir Klarheit zu verschaffen. Es dauerte Jahre, bis ich meine Antwort auf diese Frage fand. Und es war eine wichtige Frage, denn es war auch die Frage danach, ob sich die Westdeutschen eigentlich über den Zugewinn der Ostdeutschen freuten, ob ich willkommen war. In vielerlei Hinsicht ist die Wiedervereinigung ein hochemotionales Thema für mich, an das eine tiefe Verunsicherung gekoppelt ist. Bislang habe ich wohl eher versucht, dies mit mir selbst auszumachen. Ich wollte es in gewisser Weise aussitzen, die Büchse der Pandora lieber nicht öffnen.

JANA Vielleicht haben neben der Initiative *3te Generation Ostdeutschland* auch die starken politischen Veränderungen in Nordafrika und im arabischen Raum dazu beigetragen, dass das im Inneren versunkene Thema für einen selbst wieder aktuell wurde. Bei dieser Gelegenheit bin ich immer wieder froh und stolz zugleich, dass unsere „Revolution“, unsere Wende so friedlich ablief. Ich denke, es brauchte eine gewisse Initialzündung für unsere Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Es war sicherlich auch dieser Artikel in *Die Zeit*, der uns einen konkreten Anlass dazu geliefert hat. Und obwohl ich in einigen Teilen unglücklich darüber bin, wie die gesellschaftliche und geschichtliche Aufarbeitung der DDR abgelaufen ist und bis heute abläuft, genieße ich mein Leben sehr. Ich bin froh, dass wir in unserem Land das Glück der Wiedervereinigung hatten. Ich wäre heute nicht in meiner Wahlheimat Zürich, hätte vielleicht nicht diesen beruflichen Erfolgsweg einschlagen können, hätte es möglicherweise niemals auf meine geliebten Galápagos-Inseln geschafft, wenn es die Wende nicht gegeben hätte. Und heute weiß ich, dass mir dann ganz sicher sehr viel entgangen wäre.

ANNE So empfinde ich das auch. Ich lebe seit inzwischen acht Jahren in Frankfurt am Main und fühle mich pudelwohl. Mein Freundes- und Bekanntenkreis besteht zu einem gro-

ßen Teil aus ehemaligen sogenannten Klassenfeinden, die mir sehr ans Herz gewachsen sind und die ich nicht mehr missen möchte.

JANA Lass uns auf dieser schönen Note enden.

ANNE Einverstanden. 20 Jahre sind eine lange Zeit. Aber nicht wieder so lange warten!

Ossi in den Niederlanden

Ein Erfahrungsbericht

CHRISTINE STEINHÄUSER

Wenn ich einem Niederländer erzähle, dass ich nicht nur unüberhörbar deutsch – der Akzent verrät mich auch nach zwölf Jahren noch –, sondern ostdeutsch, ein DDR- und ein Wendedkind bin, dann gibt es erst mal nur zwei Möglichkeiten. Entweder mein Gegenüber lacht mich freudestrahlend an: „Ah, Berlin! Ist ja so hip, ich liebe Berlin, vor zwei Jahren war ich noch in diesem Club in Friedrichs... äh ...berg, wie heißt der noch ...?“ Oder aber die Stirn legt sich in tiefe Denkerfalten: „Schlimm, die Stasi. War das wirklich so wie in *Das Leben der Anderen*?“

Ein Ostdeutscher ist für die Niederländer zunächst mal ein Berliner, denn diese Stadt fasziniert Niederländer wie keine andere. Die wohlbetuchteren älteren Semester kaufen sich dort ein Pied-à-terre, die jungen machen dort ein paar Mal im Jahr anständig Party oder ziehen gleich ganz in die deutsche Hauptstadt. Auch wegen der Teilung, die man immer noch sieht. Wegen des bis heute spürbaren Ost-Flairs. Meistens sage ich an dieser Stelle, dass man dies in Greifswald Schönwalde II oder in Leipzig Anger-Crottendorf noch viel besser genießen kann. Und ich sage, dass ich Berlin zwar mag und ganz gut kenne, aber bisher nicht dort sesshaft geworden bin. Der niederländischen Begeisterung tut das aber keinen Abbruch; ich bin es schon: exotisch, hip, ostig. Und die Stasi? Geduldig erkläre ich, dass ich mit meinen 13 Jahren im Herbst '89 noch mit keinem „Stasi-Mann“ persönlich das Vergnügen gehabt hatte. Allerdings glaubte ich mich zu erinnern, dass kurz nach dem genehmigten Ausreiseantrag von Verwandten im Jahr zuvor abends mal zwei Leute vor der Wohnungstür gestanden hätten, auf die diese Beschreibung hätte passen können.

Das reicht. Ob ich will oder nicht, ob ich *kann* oder nicht – ab diesem Moment (also grob ab der vierten Gesprächsminute) bin ich die allgemein anerkannte Expertin für Ost-Angelegenheiten.

Soweit die Fremdwahrnehmung durch die Niederländer: ein Spaziergang zwischen Extremen. Das hat mit meiner Selbstwahrnehmung und mit meiner zusammengewürfelten Identität aus ostdeutsch-gesamtdeutscher und deutsch-niederländischer Sozialisation wenig zu tun. Wenn es mir eines zeigt, dann, dass das Leben im Ausland mich öfter zwingt, über meine ostdeutsche Herkunft nachzudenken. Einfach weil hier öfter jemand danach fragt als in Deutschland. Und das bewirkt, dass ich mich selbst frage: Wie geht es mir als Wendekind im Ausland? Wie geht es anderen Ostdeutschen der Dritten Generation „im Exil“ – im Auslandsstudium, als Expats, als Ausgewanderte?

Dieses Nachdenken über meine Identität beginnt schon bei der Frage: Was verschlägt ein Wendekind ausgerechnet ins niederländische Amsterdam? Damals, mit Anfang zwanzig, war es nicht mehr als eine vage Ahnung, dass ich eine Weile aus Deutschland weg müsste. Weg aus Leipzig, wo ich seit gut zwei Jahren studierte, aber vor allem eins gelernt hatte: Radio zu machen. Mein Wohnzimmer war das Uniradio Mephisto 97.6, ein Mitte der 1990er Jahre ins Leben gerufenes journalistisches Ausbildungsprojekt, das gleichzeitig als Lokalradio für Leipzig fungierte. Im harten Kern waren wir damals vielleicht 30 ost- und westdeutsche Studenten, die nicht selten in WGs zusammenwohnten, bei Mondschein in die Steinbrüche zum Baden fuhren und gern alkoholisch angehaucht über das Leben philosophierten. Wir fühlten uns großartig, denn wir schmissen neben dem Studium täglich vom Interview bis zur fertigen Sendung das Programm der Welle. Als sich nach zwei Jahren mein Kreis der charmanten Chaoten auflöste, weil viele nach Berlin gingen – der nächsten hippen Herausforderung entgegen –, kam ich ins Grübeln. Berlin faszinierte auch mich, aber es war mir damals zu groß und

zu unübersichtlich; die rasanten Veränderungen in der Stadt stressten mich insgeheim eher, als dass sie mich inspirierten.

In Leipzig ging das Leben weiter; beim Sender ergab es sich, dass ich mehr und mehr Interviews zu Personen produzierte – Liedermacher, Schriftsteller, Wissenschaftler –, die durch den Lokalbezug unseres Radios meistens Ossis waren und den längeren Teil ihres Lebens in der DDR verbracht hatten. Die Brüche in den Biografien waren erstaunlich und erschreckend, das ganze Arsenal menschlicher Erfahrungen wurde hier erzählt – allein das ist schon der Traum eines jeden Interviewers. Im Rückblick waren diese Interviews für mich mehr als nur journalistische Praxis; sie waren auch identitätsstiftend, denn sie ergänzten die DDR- und Umbruchserfahrungen meiner Eltern und unseres kleinbürgerlich-christlich-an gepassten Umfeldes mit teils ähnlichen, teils entgegengesetzten Perspektiven. Was ich als Kind und Jugendliche vom Leben in der DDR nur schemenhaft überblicken konnte, kam nun, knapp zehn Jahre nach ihrem Ende, postwendend und konzentriert zu mir zurück. Und hinterließ gemischte Gefühle, denn neben aller Neugier auf die Vergangenheit nervte sie mich auch und katapultierte mich mitten ins Wendekinder-Dilemma: Wie viele Interviews ich auch führen und wie viele Sachbücher ich auch lesen würde, ich würde sie nie ganz fassen können, schließlich war ich einfach „zu jung“ gewesen. „Sei froh!“, riefen Eltern und Lehrer im Chor: „Ihr habt alles noch vor euch. Ihr seid die erste Generation, die uningeschränkt vom neuen System profitieren kann!“ Allerdings ging die Mär von der Gnade der späten Geburt bei mir nicht ganz auf. Ich fühlte mich mit meinen Anfang zwanzig oft in einem Paradox gefangen: Ich war „zu jung“, weil die Sozialisation in der DDR zu kurz gewesen war, um ein echter Ossi zu werden. Das hätte mir in der neuen gesamtdeutschen Zeit vielleicht zunächst auch nicht viel genutzt, weil ich dann wie die älteren Ostdeutschen hätte umlernen müssen. Allerdings hätte ich dann einen festen Ausgangspunkt gehabt, von dem aus ich mein Leben hätte gestalten können. Von unsicherem

Grund aus gelang mir das zwar auch, denn auf der anderen Seite war ich begeistert von den neuen Möglichkeiten und probierte einiges aus – Studienfächer, Nebenjobs, Interessen. Allerdings tat ich das nicht mit der Unbefangenheit, die uns die Elterngeneration für unser „Leben in der Freiheit“ gewünscht hatte. Dafür war ich nun wiederum „zu alt“, hatte zu viel von der DDR mitbekommen, als dass ich schnurstracks und punktgenau hätte entscheiden können, was ich mit dem Raum der unbegrenzten Möglichkeiten in meinem Leben anfangen wollte. Und vor allem, was genau ich eigentlich einzubringen hatte in die neue Welt, ob die nun weiterhin Leipzig oder vielleicht Berlin heißen würde (komischerweise kam der alte Westen Deutschlands nie in Frage). Es musste jedenfalls Veränderung her, so viel war klar.

Eine andere Sprache, andere Landschaften und eine andere Lebenskultur waren jetzt dran. Die neue Erfahrung sollte sich von der bisherigen ausreichend unterscheiden, um mich selbst jenseits meiner ostdeutschen Seite kennenzulernen, und doch vertraut genug sein, um mich wohlzufühlen. Amsterdam hatte genau das zu bieten. Die Sprache erinnerte mich an das Platt der Fischer in meiner Heimat in Vorpommern; aber ich hatte zwei Jahre zu tun, sie so gut zu lernen, dass ich ihre Poesie und ihren Witz verstand. Die Küste Nordhollands ist rauer als die der Ostsee; aber Wasser und Segelboote sieht man auf Schritt und Tritt. Die Amsterdamer sind Großstädter von heiterer Gelassenheit, die wie alle Niederländer vom Bäcker an der Ecke bis zum Betriebschef jeden duzen. Man sieht sie gut gelaunt und halsbrecherisch auf angerosten Fahrrädern durch die Gegend brettern, mit vollen Einkaufstüten am Lenker und je einem Kind über Vorder- und Hinterrad oder auch im Bankeranzug, die Aktentasche lässig auf den Gepäckträger geknallt, mit gegelem Haar dem Wind die Stirn bietend. „Irgendwie sind wir doch alle gleich“, scheint die Botschaft zu sein. Dass dadurch die sozialen Unterschiede und Hierarchien nicht so klar sichtbar werden wie in Deutschland, ist mir hier von Anfang an sympathisch gewesen.

Ich nehme an, dass mir das aus meiner Kindheit im DDR-typischen Neubauviertel vertraut ist, in dem bei zehn Familien in einem Aufgang der Uni-Professor neben dem Bauarbeiter wohnte. Wir Nachbarskinder fanden uns in jedem Haushalt mühelos zurecht, weil der Grundschnitt der Wohnungen immer gleich war, auch wenn die Schrankwände und die Bücherbestände geringfügig variierten. Natürlich ist klar, dass es unter der Oberfläche dieser DDR-Sozialromantik sehr wohl Unterschiede und Probleme gab, die nicht nur – wie heute in Holland – mit sozialer Klasse, Herkunft und Beruf zu tun hatten, sondern auch mit der politischen Position des Einzelnen in einem undemokratischen System. Dass der Arzt in der Wohnung unter uns „Partei“ oder womöglich Schlimmeres war, wussten wir Kinder ganz genau. Trotzdem halte ich die relative Bescheidenheit, pragmatische Bodenständigkeit und das mehr auf die Gruppe und weniger auf das Individuum gerichtete Verhalten vieler Niederländer und Ostdeutscher für vergleichbar – übrigens nicht nur im Positiven. Es gibt ein niederländisches Sprichwort, das diese (vermutlich calvinistisch geprägte) Mentalität folgendermaßen beschreibt: „*Doe maar gewoon, dan ben je al gek genoeg.*“ Frei übersetzt: „Verhalte dich normal, dann bist du schon verrückt genug.“ Ehrgeiz war in den Niederlanden lange verpönt, Erfolg wurde mit dem Mantel des Understatements bedeckt. Individualismus wurde nur so lange proklamiert, wie er sich nicht zu sehr von der Masse abhob. Kein Wunder, dass einige meiner holländischen Freunde mit diesem Sprichwort selbstkritisch auch Gleichmacherei und Kleinbürgermief assoziieren. Gedanken, die einem Wendekind angesichts mancher fleischgewordener Klischees in der ostdeutschen Heimat irgendwie bekannt vorkommen.

Neben diesen Ähnlichkeiten entdeckte ich an den Niederländern aber auch Züge, die wohltuend anders waren, als ich es aus meiner (ost-)deutschen Sozialisation gewohnt war: Sie nehmen sich selbst nicht so ernst. Sie lachen gern und relativieren ihre Probleme. Sie erledigen ihre Aufgaben unauf-

geregt und mit genau dem Aufwand, der nötig ist, um eine Sache in Tüten zu kriegen. Preußische Verbissenheit (dieser typisch deutsche Mix aus Disziplin, Ordnung, Gründlichkeit und Perfektionismus) liegt den meisten fern, Improvisieren ist ihre Stärke. Für ein Wendekind, das sich verzettelt hatte, genau die richtige Umgebung. Ich lernte, die Dinge niederländisch-lockerer anzugehen. In meinen ersten Amsterdamer Jahren ging die Rechnung auf – ich war geografisch und mental weg aus Ostdeutschland. Ich saugte niederländische Lebensart und Kultur auf wie ein Schwamm. Meine niederländische Assimilation war nach ein paar Jahren dermaßen fortgeschritten, dass ich als Kulturredakteurin beim niederländischen öffentlich-rechtlichen Rundfunk angenommen wurde. In meinem Kopf formte sich eine neue Landschaft aus niederländischer Literatur, Kunst, Schauspiel, Film und (Pop-)Musik, die stark untereinander vernetzt waren. In diesem „*kikkerlandje*“ („Froschländchen“, wie die Niederländer ihr kleines Land liebevoll nennen) war die Szene überschaubar. Da hatte ich mein Neuland und war erst mal glücklich, weil ich es einigermaßen überblicken konnte. Damals war mir nicht bewusst, warum ich mich in dieser Größenordnung so zu Hause fühlte. Heute vermute ich, dass ich nicht zufällig in ein Land gegangen bin, das momentan 16,7 Millionen Einwohner hat – fast genau die Einwohnerzahl der DDR.

Doch mit der Zeit holte mich Ostdeutschland in Holland ein: Ostdeutsche Literatur erschien in niederländischer Übersetzung und fand Beachtung; Filme wie *Good Bye, Lenin!* und *Das Leben der Anderen* wurden auch in den Niederlanden Kult. An der Berichterstattung in den Medien überraschte mich, mit welcher Lust niederländische Journalisten ihre Themen in Ostdeutschland – und längst nicht mehr nur im hippen Berlin – suchten und wie treffsicher sie die Stimmungen dort beschrieben. Dass manche Korrespondenten ihre ansonsten nüancierten Artikel mit einem letzten Satz à la Adorno ruinierten: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“, irritierte mich aber trotzdem. Andererseits bekleckerten sich die Deutschen

auch nicht gerade mit Ruhm in der sogenannten Unrechtsstaat-Debatte, die bereits ein paar Jahre schwelte, ohne dass sie da schon so geheißen hätte. In den Gesprächen mit niederländischen Bekannten kamen die alten Fragen nach meiner Herkunft jetzt regelmäßig, und zu meinem eigenen Erstaunen hörte ich mich nun ausführlich antworten und niederländische Wissenslücken über die DDR füllen. Ich widerlegte Vorurteile, erzählte, was ich aus eigenem Erleben noch wusste, und auch, wie sich Ostdeutschland nach der Wende veränderte. Ich fuhr wieder öfter in die Heimat und produzierte in größeren Abständen Features für den niederländischen Rundfunk über ostdeutsche Themen.

Mir blieb zunächst verborgen, dass die Aufgeschlossenheit der Niederländer gegenüber diesen Themen längere Wurzeln hat als nur den allgemeinen Sinneswandel dem Nachbarland Deutschland gegenüber, der sich in den letzten zehn, 15 Jahren in Holland vollzog. Bis in die Mitte der 1990er Jahre hinein war ein Deutscher in den Niederlanden vor allem ein „*mof*“ („Mufflinger“) – ein Schimpfwort, das die Niederländer im Zweiten Weltkrieg für die deutschen Besatzer gebraucht hatten. Das Trauma der deutschen Nazi-Verbrechen hat tief gesessen und reproduzierte sich scheinbar unaufhörlich in der jeweils nächsten Generation. Annette Birschel, eine (west-)deutsche Journalistin, die seit gut 15 Jahren in den Niederlanden lebt, beschreibt in einem ihrer Bücher, wie sie mit ihrem Kind im Supermarkt Deutsch redete und ein ihr unbekannter, etwa 30-jähriger Niederländer seinen Einkaufswagen in den ihren rammte und sagte: „Ich dachte, ihr hättet begriffen, dass ihr hier nicht willkommen seid.“¹ Ich selbst habe solche Erfahrungen nie gemacht; weitere (west- wie ost-)deutsche Bekannte und Freunde, die länger als ich im Land leben, allerdings schon. Doch heutzutage jubeln die Niederländer ganz selbstverständlich für die deutsche Mannschaft, wenn sie es selbst nicht in die Fußballweltmeisterschaft geschafft haben. Deutschland ist inzwischen ein beliebtes Reiseziel der Niederländer geworden, und vor meiner Haustür eröffnete das „Café

Brecht“, das erste Berlin-inspirierte Wohnzimmercafé, das deutsche Biere und Weine, Brezeln und Bionade ausschenkt und abends immer überquillt von jungen Niederländern. Mein deutscher Akzent ist salonfähig geworden.

Vielleicht war die Stimmung gegenüber allem, was deutsch ist, schon am Umschlagen, als ich 1999 nach Amsterdam kam; vielleicht haben die Niederländer darüber hinaus aber einfach eine Schwäche für Leute aus dem „anderen“ Deutschland? Dafür sprechen auch ein paar historische Fakten. Trotz der schlechten Erfahrungen mit Nazi-Deutschland und den Vorbehalten gegen ein stalinistisches „Sowjet-Deutschland“ nahmen die Niederländer mit typischem niederländischem Kaufmannsgeist schon 1947 wieder Handelsbeziehungen mit der Sowjetischen Besatzungszone auf. Nachdem sich mit dem Mauerbau die Koexistenz von zwei deutschen Staaten endgültig manifestiert hatte und Willy Brandts neue Ostpolitik einsetzte, waren die Niederlande eines der ersten NATO-Mitglieder (nur Belgien kam ihnen zuvor), die 1973 die DDR als Staat anerkannten und diplomatische Beziehungen aufnahmen. Der niederländische Historiker Jacco Pekelder nennt dafür im Wesentlichen drei Gründe: Innenpolitische Querelen, bei denen der linke Flügel das Thema auf die Agenda setzte, weil es Anti-Establishment war; die Antistimmung zum Kalten Krieg, die auf die Entspannung der beiden Blöcke setzte und der späteren Friedensbewegung vorausging, und als Drittes antiwestdeutsche Ressentiments, die in den 1960ern zum Teil dadurch geschürt wurden, wie in der BRD mit den Nazi-Verbrechern umgegangen wurde.²

Die DDR als das proklamierte antifaschistische Deutschland, das anders als die Bundesrepublik aus den Schrecken der Nazi-Zeit gelernt haben wollte, hatte bei vielen Niederländern verständlicherweise bessere Karten. Wichtiger als die offiziellen politischen Kontakte waren allerdings die zwischenmenschlichen Begegnungen, die größtenteils von den Kirchen organisiert wurden und während der gesamten DDR-Zeit bestanden, schreibt die Historikerin Beatrice de Graaf in ihrer

Promotionsschrift zum Thema. Niederländische Christen, unter ihnen der Publizist und Osteuropa-Experte Hans Ester, die in den 1970er und 1980er Jahren teils intensiven Kontakt zu DDR-Bürgern pflegten, erlebten diesen als „viel authentischer und menschlicher als vergleichbare Erfahrungen mit West-Deutschen“, so Ester in der Tageszeitung *Reformatorisch Dagblad*.³ Außerdem, so kommentiert De Graaf, war die DDR „äußerlich nicht zu trennen von den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs. Das muss bei vielen Niederländern für Mitgefühl gesorgt haben. [...] Nächstenliebe und Katastrophenourismus lagen nah beieinander“. In den letzten Jahren der DDR hatten etwa 400 niederländische Kirchengemeinden Partnerschaften mit ostdeutschen Gemeinden. Wider Erwarten kamen nach der Wende nur noch mehr hinzu, weil es zwischen ost- und westdeutscher Kirche Spannungen gab. Der belehrende Ton vieler westdeutscher Hilfsangebote bewirkte, dass die Ossis „uns um Rat fragen, weil wir keine Westdeutschen sind“, zitierte die Tageszeitung *Trouw* Anfang der 1990er Jahre einen niederländischen Kirchenvertreter.⁵ Als Außenstehende im deutsch-deutschen Einigungsprozess erschienen die Niederländer insofern neutral, als sie in der Lage waren, ostdeutsche Sichtweisen überhaupt als mögliche Perspektiven anzuerkennen.

Ein frühes Zeugnis dieser neutralen Offenheit ist die Hitsingle „Over de Muur“ der niederländischen Band Het kleine Orkest. Harrie Jekkers, Kabarettist und Sänger der Band, schrieb dieses Lied über die Berliner Mauer 1983, auf dem Höhepunkt der niederländischen Friedensbewegung und am Vorabend der größten Demonstration gegen das nukleare Wettrüsten in Den Haag. 1984 wurde die Single veröffentlicht und sofort zum Kulthit. Als fünf Jahre später die Mauer fiel, landete sie erneut in den Charts. Noch heute fehlt sie in keinem niederländischen Rundfunkbeitrag über die DDR und die Wende, und zu jedem '89er Jahrestag bricht Jekkers aufs Neue die Journalistenherzen, indem er resolut jeden Kommentar zu seinem größten Erfolg verweigert. Recht hat

er – das Lied spricht ja für sich. In „Over de Muur“ fliegen nur die Vögel ungehindert von Ost nach West und umgekehrt, während die Menschen in beiden deutschen Staaten mit dem jeweiligen politischen System zurechtkommen müssen: Andersdenkende im – wie er singt – „Heilsstaat DDR“ werden für verrückt erklärt und eingesperrt; die sogenannte Freiheit in der BRD vermag nur derjenige zu nutzen, der es sich auch finanziell leisten kann. Dass hier an *beiden* Systemen Kritik geübt wurde, während im wiedervereinigten Deutschland vor allem die westdeutsche Perspektive Gültigkeit erlangte, wodurch sich ein Teil der Ostdeutschen um die historische Chance eines wirklichen Zusammenwachsens betrogen sah, hat mir die Niederländer einmal mehr sympathisch gemacht. Ich kann daher offen in jedes Gespräch über Ostdeutschland gehen und reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Mit dem Unbehagen, das andere Wendekinder im Dialog mit Westdeutschen manchmal noch heute überfällt, muss ich mich nicht herumschlagen. Im Gegenteil, in den Niederlanden ist ostdeutsch zu sein einfach cool.

Aber was heißt zwei Jahrzehnte nach der Wende ostdeutsch zu sein für jemanden, der in den Niederlanden lebt? Gibt es außer der mehr oder weniger intensiven Sozialisation in der DDR und der Erfahrung der friedlichen Revolution 1989 weitere Gemeinsamkeiten unter den Ostdeutschen? Diese Frage stellte ich in einer Radioproduktion aus Anlass des 20-jährigen Wendejubiläums anderen Ostdeutschen unterschiedlichen Alters, die wie ich seit längerer Zeit in Amsterdam lebten. Die Antwort lautete: kaum. So unterschiedlich wie die Biografien in DDR, Wende-, gesamtdeutscher und niederländischer Zeit sind auch ihre persönlichen Beschreibungen des Ostdeutsch-Seins. Antworten waren beispielsweise: un gefragt und bedingungslos helfen; Sehnsucht nach der Aufbruchsstimmung des Wendejahres 1989/90 (nach dem Gefühl, direkt und konkret etwas in der Gesellschaft verändern zu können); hohe Flexibilität im Umgang mit neuen Lebenssituationen; eine gewisse Nähe zu anderen ehemaligen

Ostblock-Völkern; die Lust am Entwickeln einer eigenen Meinung; die Tendenz, in Alltagssituationen in erster Linie zugunsten der anderen (des „Kollektivs“) zu entscheiden und dabei manchmal die eigenen Grenzen zu vernachlässigen. Diese unterschiedlichen Versuche, die eigenen ostdeutschen Spuren im Hier und Jetzt zu benennen, haben mit den Klischees von „Jammer-Ossis“ und „Besser-Wessis“, wie ich sie heute in Ostdeutschland immer noch manchmal anklingen höre, nichts mehr zu tun. Die Charakterisierungen sind differenzierter geworden.

Gerade in der Dritten Generation, ob nun im Ausland oder in Deutschland lebend, kann ostdeutsch zu sein beispielsweise heißen, ganz klar den eigenen Weg zu gehen und sich in der Gruppe eher unterzuordnen. Für mich selbst und die meisten Wendekinder, die ich hier getroffen habe, steht das nicht im Widerspruch. Im Gegenteil, die ambivalenten Erfahrungen einer Kindheit in der DDR und einer Jugend in der Nachwendezeit sind das beste Rüstzeug für ein Leben in der globalisierten, vernetzten und in jeder Hinsicht mobilen Welt des 21. Jahrhunderts, in der Identitäten fragmentarischer und facettenreicher werden, Normen und Werte im Miteinander ständig neu ausgehandelt werden müssen und althergebrachte Hierarchien und Systeme obsolet werden. Solche frühen ambivalenten Erfahrungen waren bei mir zum Beispiel die Parallelität von Pionierorganisation und Christenlehre; die direkte Konfrontation mit rechtsextremen Schlägern zu Beginn der 1990er Jahre, unter denen ich plötzlich einen ehemaligen Klassenkameraden erkannte; oder das Gefühl der absoluten Freiheit nach dem Abitur und der darauffolgende Cocktail aus Praktika, Nebenjobs und beruflichen Umwegen. Diese Erfahrungen schulen ganz allgemein den Blick für mehrere Perspektiven auf eine Sache und fördern das heute so gefragte Denken „*outside the box*“. Wenn ich mich selbst und andere Wendekinder heute in unserem Alltag in den Niederlanden anschau, fällt mir auf, dass wir andere Sichtweisen und Vorschläge ins Gespräch bringen. Nicht unbedingt bessere oder

grundsätzlich entgegengesetzte, sondern einfach andere. Das passiert oft automatisch und ohne dass uns immer bewusst ist, ob und was daran nun genau ostdeutsch inspiriert sein könnte. Obwohl sich diese Andersartigkeit schon gar nicht an bestimmten Inhalten festmachen lässt, würde ich sagen, dass es unterschwellig oft um Solidarität und soziale Gerechtigkeit geht.

In den Niederlanden kommen in den letzten Jahren gerade diese Werte, aber auch die sprichwörtliche niederländische Offenheit, Toleranz und Nüchternheit stark unter Druck. Unter anderem durch den Internetboom um die Jahrtausendwende hielten neureiches Yuppitetum und ein für die Niederländer untypischer Materialismus Einzug. Im Zusammenhang damit wurden die sozialen Unterschiede auch nach außen hinsichtbarer. Seit dem 11. September 2001 und den politischen Morden an dem rechtspopulistischen Politiker Pim Fortuyn 2002 sowie dem umstrittenen Filmemacher Theo van Gogh 2004 stehen sich alteingesessene Niederländer und die größten nichtwestlichen Migrantengruppen (wie die Marokkaner) gegenüber. Auf der Straße und im Parlament wurde der Ton aggressiver, rechtsliberaler und konservativer. Gewalttätiger Rechtsextremismus wie in (Ost-)Deutschland kommt in Holland zwar nicht so oft vor, dafür ist die Xenophobie 2010 endgültig in der Gesellschaft angekommen. In dem Jahr wurde mit 15,5 Prozent der Stimmen der Rechtspopulist und Islamgegner Geert Wilders erneut ins Parlament gewählt. Dieser unterstützte mit seiner (von einigen Sozialwissenschaftlern als faschistisch bezeichneten) Freiheits-Partei die Minderheitenregierung aus Liberalen und Christdemokraten zwar nur mittels einer Duldungsklausel, praktisch konnte er aber jede politische Entscheidung boykottieren. Ende April 2012 ließ er so die Regierung nach wochenlangen Verhandlungen über den Sparkurs zur Verringerung des niederländischen Staatsdefizits platzen, was Neuwahlen im September 2012 zur Folge hat. Als Begründung ließ er vor der versammelten Presse verlauten, er beuge sich den „Bürokraten im Superstaat Brüssel“⁶

nicht. Das von ihm mehrfach angegriffene Europäische Parlament hatte noch im März die niederländische Regierung aufgefordert, sich öffentlich von Geert Wilders wegen seines diskriminierenden Internetportals gegen Osteuropäer zu distanzieren – ohne Erfolg. Schlimmer als der außenpolitische Imageschaden durch Wilders' politische Kapriolen sind die Spuren, die diese bei den Regierungsparteien hinterlassen haben: partei-ideologische Selbstzensur und allmähliche Übernahme politisch rechter Positionen, die nicht wenigen Bürgern und Parteimitgliedern an der Basis die Haare zu Berge stehen ließen. In den nur anderthalb Jahren ihrer Amtszeit hat die Minderheitenregierung trotz Bürgerprotesten einschneidende Reformen durchgesetzt, deren Folgen für die einst so solidarische niederländische Gesellschaft nicht absehbar sind, beispielsweise eine Erhöhung der Kosten für Kinderbetreuung, Mieten, Krankenversorgung und Studium bei gleichzeitiger massiver Schließung von Museen, Theatern und anderen kulturellen Institutionen. Laut einer Umfrage blicken die Niederländer zum ersten Mal seit vielen Jahren pessimistischer auf die wirtschaftliche Entwicklung als ihre sonst so sorgenschweren deutschen Nachbarn.

In den Niederlanden zu leben, ist für mich so spannend, weil in diesem kleinen Land politische Entscheidungen und gesellschaftliche Spannungen schneller und intensiver für den Einzelnen spürbar werden als im großen, föderalen Deutschland. Viele Probleme und Herausforderungen könnten so oder so ähnlich bald auch auf die Menschen in (Ost-)Deutschland zukommen. Umgekehrt erlebe ich täglich im Kleinen, dass ich mit meiner etwas anderen Sichtweise gerade jetzt in den Niederlanden am richtigen Fleck bin. Das mag auch damit zu tun haben, dass sich Niederländer und Ostdeutsche im Kern eben gar nicht so unähnlich sind.

¹ ANNETTE BIRSCHEL: *Do is der Bahnhof. Nederland door Duitse ogen [Da ist der Bahnhof. Die Niederlande aus deutschem Blickwinkel]*, Amsterdam, 2008.

- 2 Vgl. JACCO PEKELDER: Nederland en de DDR. Beeldvorming en betrekkingen 1949–1989 [Die Niederlande und die DDR. Bildformung und Beziehungen 1949–1989], Amsterdam, 1998.
- 3 HANS ESTER: Nederlandse beelden van de DDR [Niederländische Vorstellungen von der DDR], in: Reformatorisch Dagblad, 17.2.1999.
- 4 BEATRICE DE GRAAF: Over de Muur. De DDR, de Nederlandse kerken en de vredesbeweging [Über die Mauer. Die DDR, die niederländischen Kirchen und die Friedensbewegung], Boom, Amsterdam, 2004, S. 12.
- 5 Oostduitsche kerken: Nederlandse steun nog steeds nodig [Ostdeutsche Kirchen: Niederländische Unterstützung noch immer nötig], in: Trouw, 30.8.1993.
- 6 DAVID HAAKMAN: Wilders: ik kon niet anders – Roemer bedankt PVV-leider [Wilders: Ich konnte nicht anders – Roemer dankt PVV-Chef], in: NRC Handelsblatt, 24.4.2012.

Zerrissenheit

Zwischen Heimat Ost und Heimat West

NANCY KUNZE-GROß

Ich wuchs behütet in einem kleinen thüringischen Dorf auf und erlebte die Grenzöffnung und den Niedergang der DDR als Kind nur am Rande. Meine Familie zog später in eine nahegelegene Kleinstadt um, in der ich meine Schule beendete. In der nächsten größeren Stadt, Jena, begann ich ein Studium und lernte während dieser Zeit meinen jetzigen Mann kennen, der aus Hessen kommt. Schnell war uns beiden klar, dass wir gemeinsam etwas aufbauen wollten. Vieles sprach dafür, dies in Westdeutschland zu tun. So machte ich mich Anfang 2004 auf und zog zu ihm nach Hessen nahe Frankfurt am Main – 350 Kilometer weg von zu Hause an einen Ort, in dem ich außer ihm niemanden kannte.

Was bedeutet Heimat eigentlich für mich? Liegt sie dort, wo ich aufgewachsen bin, also in Ostdeutschland, in Thüringen, wo meine Wurzeln und Kindheitserinnerungen sind? Oder liegt sie im westdeutschen Hessen, wo ich inzwischen seit acht Jahren wohne, neue Freunde und eine Arbeit gefunden habe, die mir sehr viel Spaß macht? Und spielt dabei der Ost-West-Unterschied eine große Rolle, oder liegt es eher an regionalen Besonderheiten, wo man sich zu Hause fühlt? Ich begebe mich auf Spurensuche.

Heimat ist Sprache

Sehr prägnant unterscheiden sich Sprache beziehungsweise Mundart der beiden Gegenden. Hier wird nämlich nicht einfach „hessisch gebabbelt“, sondern eine Sonderform gesprochen, die für Außenstehende besonders schwierig ist. Ich kann

mich noch gut an eine Begebenheit erinnern, die wenige Tage nach meinem Umzug nach Hessen geschah und mir ein unbehagliches Gefühl vermittelte: Ich befand mich vormittags in einem Bus auf dem Weg in die nahegelegene Kleinstadt. Vor mir saßen zwei ältere Damen um die 60 und unterhielten sich im ortsüblichen Dialekt. Ich verstand kein einziges Wort, nicht mal das Thema. In diesem Augenblick kam ich mir wie eine Ausländerin in Deutschland vor, welche die Landessprache nicht beherrscht. Ich kam aus einer anderen Welt!

Auch bei einigen Familienangehörigen und Freunden meines Mannes hatte ich anfangs Probleme, dem Gespräch zu folgen. Inzwischen habe ich mir einige wenige Wörter der hiesigen Mundart angeeignet und kann sie insgesamt besser verstehen. Wenn abér zu Fastnacht ein „Ureinwohner“ der Gegend auf der Bühne steht und im ortsüblichen Idiom seine Rede hält, brauche ich noch immer einen Übersetzer.

Auf der anderen Seite gibt es den Dialekt meines Herkunftsgebietes: thüringisch mit direkten Einflüssen aus Sachsen-Anhalt und Sachsen. Das vermisste ich sehr! Wenn ich ihn höre, dann ist es wie zu Hause zu sein. Dennoch merke ich auch, dass ich diesen Dialekt kaum noch selbst sprechen kann und mir schon Kommentare wie: „Haste hier etwa schon alles vergessen?“ anhören muss. Mittlerweile tauchen die ersten Verständnisprobleme mit dem Thüringisch auf, so dass ich bei gewissen Menschen genau hinhöre oder sogar das eine oder andere Mal nachfrage.

Kompliziert wird es auch, wenn es um Uhrzeiten geht. Hier in Hessen heißt 8:45 Uhr viertel vor neun und 9:15 Uhr viertel nach neun. Das klingt für Ostdeutsche nicht logisch, denn wir kennen viertel und drei viertel. So ist bei uns 8:45 Uhr drei viertel neun und 9:15 Uhr schon viertel zehn. In Hessen ticken die Uhren also anders. Das führte am Anfang meiner Beziehung zu Missverständnissen. Mittlerweile verabredete ich mich meist in der hessischen Variante, auch wenn ich mit Ostdeutschen spreche, die mich dann irritiert anschauen. Das ist alles gar nicht so einfach, und Deutsch ist eben nicht gleich Deutsch.

Heimat sind Menschen

Auch die persönlichen Kontakte in Ost- und Westdeutschland spielen bei der eigenen Definition von Heimat eine große Rolle. Als ich mich damals entschloss, zu meinem jetzigen Mann nach Hessen zu ziehen, kannte ich dort sonst niemanden. Anfangs bedeutete das eine gewisse Vereinsamung, denn ich hatte meine Schwierigkeiten, nach dem Umzug neue, dauerhafte Kontakte zu knüpfen. Erst nach und nach haben sich beständige Freundschaften entwickelt.

Gleichzeitig musste ich erfahren, dass sich viele Kontakte zu Bekannten und Freunden in meiner Herkunftsgegend verloren. Man traf sich aufgrund der Entfernung nicht mehr und verlor sich aus den Augen. Hier ist ein Stück Heimat in Thüringen abhanden gekommen. Inzwischen gibt es nur noch einen kleinen Kern, mit dem ich in regelmäßiger Kontakt stehe. Dabei helfen Telefon und soziale Netzwerke. Ich habe auch wieder begonnen, Briefe zu schreiben oder Postkarten zu verschicken.

Die eben genannten Schwierigkeiten würden sich wohl ebenso zeigen, wenn ich nach Dresden oder Stuttgart gezogen wäre. Was mir in Hessen guttut, sind die vielen Menschen gleichen und unterschiedlichen Alters, die ebenfalls aus Ostdeutschland kommen und hier leben, wohnen und arbeiten. So kann ich mit anderen gemeinsame Erinnerungen teilen und mir so ein Stück Heimat bewahren.

Aufbruch

Bei der Entscheidung, Thüringen zu verlassen, spielten wie bei so vielen anderen die beruflichen Aussichten eine entscheidende Rolle. Nur wenige verlassen ihre Heimat aus purer Abenteuerlust. Bereits zu Beginn meines Magisterstudiums in Thüringen war mir klar, dass ich aufgrund meiner Fächerwahl Erziehungswissenschaften, Rechtswissenschaft und Psychologie sowie der Arbeitsmarktlage wohl zu Hause keine angemessene und gut bezahlte Stelle finden würde. So befasste ich mich relativ früh mit dem Gedanken, nach dem Studium mein Thüringen zu verlassen und woanders zu leben. Es ist

kein schönes Gefühl zu wissen, dass man die Heimat, in der man aufgewachsen ist, hinter sich lassen muss, um an einem anderen Ort beruflich etwas erreichen zu können. Es stand auch nicht wirklich zur Debatte, dass mein Mann aus seiner Heimat nach Thüringen zieht. Denn in der Steuer- und Wirtschaftsberatung hätte er dort nicht die Karrierechancen gehabt, die sich ihm inzwischen hier in Hessen geboten haben. Die Bezahlung wäre zudem deutlich geringer gewesen.

Für das Verlassen meiner Heimat sprach auch, dass ich dort lange nach einem angemessenen Nebenjob gesucht hatte, um mir mein Studium zu finanzieren, aber nichts Passendes fand. In Hessen war gleich die erste Bewerbung erfolgreich für einen Job mit einer großen Portion Eigenverantwortung, angemessener Bezahlung und recht flexiblen Arbeitszeiten. Nach dem Abschluss meines Studiums als Diplompädagogin unterschrieb ich schnell den ersten richtigen Arbeitsvertrag – mit einem Gehalt, das mir gegenüber dem, was ich aus Thüringen kannte, traumhaft erschien! Schnell war mir klar, dass es in Mittelhessen wesentlich bessere Aussichten auf Arbeit, Gehalt und diverse Zusatzleistungen gibt. Gerade das hat bei mir maßgeblich dazu beigetragen, dass ich es nicht bereue, meine alte Heimat verlassen und mir woanders etwas Neues aufgebaut zu haben.

Die beruflichen Aussichten sind allerdings nur zu einem kleinen Teil regional bedingt. Hier spielt der Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland eine große Rolle. Mit Sicherheit gibt es in Ostdeutschland einige Ballungsräume, die wirtschaftlich florieren und in denen die Menschen gut verdienen. Und es gibt auch in Westdeutschland Orte, in denen die Arbeitslosigkeit höher und der Verdienst geringer ist. Was aber meine Berufsmöglichkeiten und meine Zukunftsaussichten angeht, bietet mir Westdeutschland immer noch bessere Bedingungen als Ostdeutschland.

Zu sehen, welche vielversprechenden Entwicklungen die Städte meiner Herkunftsgegend nehmen, wie viel sich dort verändert hat und welche Möglichkeiten es nun gibt, stimmt

mich sehr positiv. Da kommt immer wieder der Wunsch auf, vielleicht doch eines Tages zurückzukehren.

Aus beruflichen Gründen fuhr ich bereits einige Male mit dem Zug durch meine alte Heimatstadt. Dabei sah ich bekannte Gebäude und Wege, die ich gegangen bin. Das war ein seltsames Gefühl. Einerseits verspürte ich den Drang, aussteigen sowie Orte und Personen besuchen zu wollen und Erinnerungen zuzulassen. Andererseits reichte mir auch dieses Durchfahren und Sehen. Ich war ja mal da gewesen. Meine Erinnerungen sind nur noch Vergangenheit.

Gestern wirkt nach. Aber wie!?

Obwohl es *ein* Deutschland gibt und ich im Westen mit meinen Mitmenschen nie schlechte Erfahrungen gemacht habe, unterscheidet sich die Mentalität hier stark von der im Osten. In beiden Teilen sind die Menschen freundlich und offen, aber besitzen doch unterschiedliche Einstellungen in Bezug auf Lebensstandard, Einkommen und Kultur. In Ostdeutschland sind die Gehälter niedriger, die Lebenshaltungskosten aber auch. So empfinde ich manchmal ein seltsames Gefühl der Nichtzugehörigkeit gegenüber in Ostdeutschland wohnenden Freunden und Bekannten, wenn ich von meinem Lebensstandard erzähle und merke, wie dies manche nicht nachempfinden können.

Auf meine Sichtweise von Heimat wirken wohl die unterschiedlichen Vergangenheiten beider Teile Deutschlands und was mir darüber erzählt wurde. An die DDR kann ich mich nicht mehr allzu gut erinnern. Ich war Jungpionierin, morgens standen wir in der Grundschule immer zum Appell, und für arme Kinder in Russland sammelten wir Kuscheltiere. Auch gab es immer frische Milch in der Pause. Erinnerungen habe ich außerdem an das Sandmännchen und seine Freunde, die *Bummi-Zeitung* oder *Knusperflocken*. Die Comic-Helden Abrafaxe und die Geschichten von Nimmerklug sind mir noch bestens bekannt. Doch wenn ich davon in Hessen erzähle, kann kaum jemand etwas damit anfangen. Hier gibt es andere

Kinderstars, die ich wiederum nicht kenne. Genauso kann ich in Gesprächsrunden manchmal nicht mitreden, was mitunter frustrierend sein kann. Viele Fernsehserien, die hier in Westdeutschland in meiner Generation in den 1980ern bereits Kult waren, gab es in Ostdeutschland erst nach 1990. Das plötzliche Überangebot an Fernsehserien und Filmen habe ich damals als Überfrachtung empfunden. Obwohl mein Mann und ich zur gleichen Generation gehören, sind wir doch unterschiedlich aufgewachsen. Und dies zeigt noch heute Nachwirkungen.

Meine Kindheitserinnerungen sind mir ein Schatz. Um sie am Leben zu halten, schaue ich mir gern Fotos von Orten und Personen an, zu denen ich eine starke emotionale Verbindung besitze. Auch kaufen wir viele Ostprodukte, die ich bereits aus Kindertagen kenne. Sie werden von Bekannten und Verwandten aus den neuen Bundesländern importiert, da es diese in Mittelhessen nicht immer zu kaufen gibt. Diese Produkte ziehen aber langsam zunehmend hier in die Einkaufsregale ein, und so vermischt sich beides.

Zu meiner Vergangenheit gehört aber auch mein Umgang mit der Diktatur in der DDR und mit der Wiedervereinigung. Ich habe über das Thema zahlreiche Gespräche gesucht, viel gelesen und Ausstellungen besucht. Wie gerufen kam da eine Lesung des ehemaligen deutschen Verteidigungsministers Franz Josef Jung, der sein Buch *Die letzten Tage der Teilung – Wie die deutsche Einheit gelang* vorstellte. Darin beschreibt er, wie er aus Sicht eines Westdeutschen die Zeit unmittelbar vor, während und nach der Wiedervereinigung als politischer Mitgestalter erlebte und wie er durch den Aufbau hessisch-thüringischer Beziehungen an der deutschen Einheit mitwirkte. Natürlich stand aufgrund des politischen Hintergrunds das Negative des DDR-Regimes stark im Vordergrund. Aber politische Diskussionen bieten wenig Raum für persönliche Emotionen. Umso beruhigender empfand ich das anschließende persönliche Gespräch mit Beate Jung, der Ehefrau des Autors, die nicht nur die positive wirtschaftliche, sondern auch die kulturelle Entwicklung Thüringens lobte.

Zerrissenheit zwischen Ost und West

Meine Heimat befindet sich weder allein im ostdeutschen Thüringen noch allein im westdeutschen Hessen. Sie ist hier, wo ich jetzt lebe und arbeite, mir etwas aufgebaut habe. Und doch ist sie auch dort, wo meine Wurzeln und Kindheitserinnerungen liegen. Zu Hause im Osten beinhaltet für mich viele positive und auch einige negative Erinnerungen an eine Zeit, die sehr prägend war. Zu Hause im Westen steht für mich für Mut und Stolz: In einer fremden Gegend mir etwas Neues aufzubauen! Ich fühle mich in Mittelhessen wohl, aber trotzdem kommt manchmal Heimweh auf. „Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl“, singt Herbert Grönemeyer dazu in einem Lied. Ost und West sind unterschiedlich in Bezug auf die Mentalitäten der Leute, ihren Umgang mit der Vergangenheit, aber auch hinsichtlich der beruflichen Aussichten in den Regionen.

Beide Gegenden fügen sich zu meiner Heimat, aber mein Heimatgefühl ist doch auch immer zerrissen. Denn einerseits entfremde ich mich meiner thüringischen Heimat zusehends, und gleichzeitig gehöre ich noch nicht vollständig zur hessischen dazu. Mit gemischten Gefühlen betrachte ich also gespannt, wie sich meine zerrissene Heimatverbundenheit in den nächsten Jahren entwickeln wird.

immer Freiheit hattest.“ Und ich dachte: „Woher weißt du denn, was ich weiß?“ Das war Stillstand. Keine Annäherung.

2009 feierte man 20 Jahre deutsche Einheit, und Podiumsdiskussionen, Talkshows, Rückblickssendungen sowie Konferenzen gruben sich gegenseitig das Wasser ab. Auch ich wurde in ein paar Diskussionsrunden geladen, weil ich mit etwa 80 anderen Europäerinnen und Europäern für das europäische Blogging-Portal *elections.thinkaboutit.eu* schrieb. Der inhaltliche Fokus dieses Blogs war es, vor den Europawahlen die Themen und Aufgaben des Europäischen Parlaments aufzugreifen. Die Themen, die auf dem Blog das meiste Interesse hervorriefen, hatten mit Nachhaltigkeit, Energie, Minderheiten, Identität und der schwerfälligen Bürokratie der EU zu tun – aber nicht mit Ost und West. Mein Text über 1989 erhielt keinen einzigen Kommentar, der über Toilettensprüche auf Flughäfen oder über die Webkampagnen der deutschen Parteien zur Europawahl schon. War die politische Ost-West-Geografie der digitalen Generation, die in Euros zahlte, abhandengekommen? Im neuen politischen Raum namens EU waren die Grenzen durchlässiger denn je. Bei den Blogger-Treffen in Brüssel und Rotterdam für das oben genannte Blog-Portal redeten alle Englisch, egal, ob sie aus Rumänien, Spanien oder Dänemark kamen. Als Auszeichnungen trugen wir Notebooks, iPhones und Flip-Kameras nach Hause.

Die neue Vokabel für den Lebenslauf war das „Auslandsjahr“, das man an einer europäischen Universität verbracht hatte. Als ich 1998 bis 1999 im britischen Norwich studierte, schrieb ich E-Mails an meine Tübinger Studienfreundinnen, die sich auf Paris und Moskau verteilt hatten. Meine private Landkarte reichte wie selbstverständlich von West bis Ost. Und ich dachte kein bisschen darüber nach, denn es fällt mir erst jetzt auf, da ich diese Sätze niederschreibe.

Im Jubiläumsjahr 2009 redeten dann auf einmal alle von ihren binären Erfahrungen. Das war der große mediale Aufhänger, Deutschland saß auf der Talkshow-Therapiekouch. Auch ich war von dieser Massennostalgie ergriffen. Ich lud in

meine Wohnung zu einem „Ostprodukte-Fest“ ein, zu dem jeder ein Ostprodukt, das überlebt hatte, mitbringen sollte. Ich wollte wissen, wer welche Lebensmittel kannte, und hoffte darauf, neue „Überlebende“ kennenzulernen. Es kamen: Spreewaldgurkengläser, Bautz’ner Senf und Halloren-Kugeln. Ich gestehe: Von Halloren-Kugeln hörte und kostete ich an diesem Abend zum ersten Mal. Und der einzige anwesende Ossi klärte uns über Alfons Zitterbacke auf, ein in der DDR beliebtes Kinderbuch, das auch der Götterspeise „Alfons Zitterpudding“ den Namen gegeben hatte, die ein Gast uns kredenzte. Es ist so banal, aber das miteinander Sprechen, der Austausch und das Zuhören können das historische Bewusstsein stärker prägen als jede Geschichtsstunde.

Die Strukturen, die meine Zeit- und Raumwahrnehmungen und die vieler meiner Generation prägen, unterstützen ebenfalls das miteinander Sprechen oder das gegenseitige Schreiben, den Austausch und das Zuhören beziehungsweise Lesen: das Stipendienprogramm Erasmus, das seit 1987 dafür sorgt, dass sich europaweit immer dichtere Bekanntschaftsnetze in der jüngeren Generation knüpfen, und das World Wide Web, das ab 1989 an Bedeutung gewann. Wenn du die folgenden Fragen mit JA beantworten kannst, gehörst du auch zu dieser Generation:

- Sprichst du, neben Englisch, mindestens eine europäische Sprache fließend?
- Kommen deine Freunde auf Facebook aus mindestens fünf unterschiedlichen Ländern?

Es scheint fast so, als könnten wir gar nicht mehr anders als den – vielsprachigen – Dialog zu suchen und zu führen. Analog dazu entstanden seit den 1990er Jahren immer mehr EU-orientierte Websites, die den innereuropäischen Austausch nicht nur der Parteipolitik überlassen wollten. Seit 2001 existiert beispielsweise *cafebabel.de*, ein mehrsprachiges Online-Magazin, in dem engagierte junge Autorinnen und Autoren, oft während ihres Auslandsjahres, aus ganz Europa berichten.

Seit 2005 gibt es die von der Bundeszentrale für politische Bildung initiierte und finanzierte einst fünf-, jetzt wieder dreisprachige Presseschau *eurotopics.net*, seit 2008 das studentische Projekt *europeandme.eu*, das sich als „*Europe's first online lifestyle magazine from young Europeans for young Europeans*“ beschreibt, oder seit 2009 das europäische Online-Debatten-Portal *theeuropean.de*.

Solche Unternehmungen durchbrechen Grenzen und Klischees, zeigen die Menschen hinter politischen, kulturellen, wirtschaftlichen Prozessen und regen dazu an, sich Gedanken über eine gesamteuropäische Zukunft, über das, was uns näher zusammenbringt, zu machen. Diese Generation ist Post-Ossi und -Wessi. Man kann sie auf die Dreieinigkeit Mobilität, Multilingualität und – seit den 2000er Jahren – Prekarität bringen. Statt ideologischer Grabenkämpfe sorgen wir uns, gut ausgebildet, viel herumgekommen, um unsere Arbeitsverträge – die wir oft gar nicht haben. Obwohl wir so viele Praktika absolviert haben, wahrscheinlich sogar in ganz Europa. Wir sind zurückgeworfen auf unsere kleinen Existenzsorgen, und die große europäische Idee verschwindet derzeit unter einem staatlichen Schuldenberg, der wiederum die kleinen Existenzsorgen größer werden lässt. Und das verbindet dann den Italiener mit der Spanierin, die Schwedin mit dem Ossi, dem Wessi, dem Nordi und dem Südi. Wir sind alle Euris.

Hüben und drüben Und wo bin ich jetzt?

ROBERT IDE

In Leerstellen und Halbsätzen ist die alte Grenze noch erlebbar. Eine Spurensuche nach Resten der Teilung von Ost und West im Alltag von Stadt, Sprache und Seelenleben.

Neulich in Prenzlauer Berg: Eine Gruppe angetütterter Mädels schlendert Absatzschuh an Absatzschuh über den holprigen Bürgersteig, sie lallen Lieder der Sorte Komische Oper. Vor einem Restaurant der Sorte biologisch korrekt erhalten sie spontanen Applaus der Gäste; eine ältere Frau klatscht besonders laut, bevor sie ausruft: „So was habe ich noch nie erlebt – bei uns in West-Berlin!“ An den Nebentischen wird es umgehend still: „West-Berlin, gibt's das noch? Und Ost-Berlin, soll das hier sein, im Katalogbezirk Prenzlauer Berg mit seinem ungeschriebenen Lebensmotto ‚Gutmenschen aller Bundesländer, vereinigt euch‘?“ Die Mädels, sie sind nicht mal so alt wie das vereinte Deutschland, ziehen schnell weiter.

Was kümmert sie eine Teilung, die man nur noch in Halbsätzen erahnen kann? Dabei liegt sie genau unter ihren Absätzen: die deutsche Geschichte, die keine gemeinsame sein durfte.

Das kaputtgetretene Kopfsteinpflaster im Katalogbezirk, die in sich verschobenen Gehwegplatten, in denen die tiefergelegten Kinderwagen stecken bleiben, sie gehören zu den letzten Zeugnissen eines sanierten Stadtgebietes, das die DDR-Führung baulich aufgegeben hatte. Ein Gebiet, das nun mit seinen hohen Mieten jene Künstler und Lebenskünstler vertreibt, die den Bezirk einst mit Mut und Lebensmut vor dem intellektuellen Verfall retteten. Unsichtbar oder zumindest

gut versteckt sind die neuen Grenzen des Geldes, die sich durch Berlin und Deutschland ziehen. Die alte Grenze aber, die vor 50 Jahren das Land, viele Familien und die Adern seiner wichtigsten Stadt brutal zerteilte, sie ist noch immer erlebbar: in Spurenelementen, Leerstellen, Halbsätzen. Die Narben der Mauer finden sich nicht nur an der ehemaligen Todeszone, sondern auch im Inneren vieler Menschen.

André Herzberg sitzt in seiner Wohnung mit Hinterhofblick, aus deren Wänden ausgebeulte Steckdosen *Made in GDR* ragen, und drückt die *Play*-Taste seines Computers. Der Sänger der einst subversiven Band Pankow („Dasselbe Land zu lange gesehen / dieselbe Sprache zu lange gehört / zu lange gewartet / zu lange gehofft / zu lange die alten Männer verehrt“) ist etwas angegraut, auf dem Schoß des 54-Jährigen hockt seine Tochter, und auf dem Computer läuft ein Lied mit dem programmatischen Titel „Ein neuer Tag in Pankow“. Doch kaum sind die Gitarrenklänge verhallt, schleicht sich aus seinem Mund die halblaute Frage: „Ob das auch mal Leute aus dem alten Westen hören wollen?“ Hinter dieser Frage verbirgt sich ein schales Gefühl, ein leises Unbehagen vieler Ostdeutscher, auch ehemals Oppositioneller. Der als Wahnsinn empfundene Mauerfall brachte bei allem Freiheitsgewinn auch Niederlagen: Verluste an Nischen, Verluste an Träumen, den Verlust des Wortes Wahnsinn. Und die Frage: Interessieren die sich so für uns wie wir uns für die?

Die und wir – diese Denke ist auf beiden Seiten noch vorhanden, auch wenn alle offiziellen Gedenkveranstaltungen und wohlfeilen Fernsehdokumentationen suggerieren wollen, dass es nur eine gemeinsame Seite und Sache gibt, ja, immer gab. Aber hinterm Horizont der Erinnerungen geht's weiter – in einem Heute, in dem das verschieden erlebte Gestern eingraviert ist. Auch wenn die Mauer nur noch am Berliner Humboldthain vor sich hin gammelt, am Griebnitzsee still der Opfer gedenkt oder als Fotomotiv auf dem Potsdamer Platz rumliegt wie eine abgekippte Ladung Gestern. Auch wenn die Supermarktkette Kaiser's in ihren Filialen in Berlins früheren

Ostbezirken (nicht wenige sind ehemalige DDR-Kaufhallen) ostdeutsche Waren verschämt, aber betont als „Produkte aus der Region“ ausweist. Auch wenn der *Tageesspiegel* seine Tages-tipp-Kolumnen abgeschafft hat unter anderem mit der Begründung, es gebe keine Ost- und West-Berliner mehr. Auch wenn man in Prenzlauer Berg plötzlich laut schweigt, weil jemand das Wort „Westen“ sagt.

Der Westen ist der neue Osten. So hat es der Hamburger Sänger Bernd Begemann bei einem Konzert in den abgeschrammten Berliner „Wühlmäusen“ formuliert, tief im alten Herzen der Stadt, die sich woanders erneuert, eine andere hippe Mitte findet. Viele Sehnsuchtsorte wie der Ku'damm haben sich in Normalität verwandelt. Im alten Westen Deutschlands ist der Umbau Ost angekommen – am sichtbarsten im Ruhrgebiet mit fast schon ostdeutschen Arbeitslosenzahlen. In Berlin spürbar wurde dieser Prozess für viele mit der Abwrackung des Fernbahnhofes Zoo oder der Schließung des Flughafens Tempelhof. Hier kann man nun auf freiem Felde ins Offene gehen. So wird im Osten des Landes schon lange improvisiert.

Nach jeder Umwälzung und Revolution bleiben Brachen. Gerade die wilde Überwucherung der Leerstellen macht Berlin so attraktiv. Für Zuzügler und Nachzügler, für Studenten aus aller Welt, für Mode, Kunst und Musik. Neue Netzwerke spinnen sich zusammen, nicht nur online, und überlagern alte Narben, verdecken sie zuweilen. Aber Narben verschwinden nicht.

Das Plattenlabel der Gruppe Pankow ist auf Ostbands spezialisiert. Mit dem neuen Album vom Herbst 2011 hatte es wieder Einladungen zu Ostalgie-Touren geregnet, die André Herzberg nicht annehmen wollte. Der gesamtdeutsche Musikmarkt ist noch geteilt. Wie der gesamtdeutsche Pressemarkt: In Berlin immerhin gibt es Aufweichungen. Wie der gesamtdeutsche Sport: „Wer lässt sich nicht vom Westen kaufen? Eisern Union!“ Wie die gesamtdeutsche Sprache: Nicht Plaste oder Plastik ist entscheidend unterscheidend, nicht Dreiraum-

oder Dreizimmerwohnung, sondern die Tatsache, dass ein Fakt jetzt eine Tatsache ist, ein Kollektiv nun ein Team zu sein hat und dass mit Frankfurt immer Frankfurt am Main gemeint ist und nie Frankfurt an der Oder.

Hüben und drüben. Das sind nicht bloß überholte Kategorien einer Generation, die ihre Unterschiedlichkeit einst beim deutsch-deutschen Badeurlaub am Balaton zu verdecken versucht hatte. 2011 hat sich in Berlins neuer Mitte die Initiative *3te Generation Ostdeutschland* konstituiert und dazu eine Konferenz organisiert. Mehr als 150 Leute zwischen 25 und 35 Jahren waren dabei, noch in der DDR geborene Frauen und Männer, die jetzt in der neuen Bundesrepublik, die viele ihrer Eltern noch BRD nennen, Karriere machen. Nun hocken sie als Banker und Software-Entwickler an Ossi-Stammtischen in Frankfurt – nicht an der Oder natürlich – und fragen sich, ob sie ihre Heimat verraten haben. Auf dem Forum konnte man das Flirren der verwühlten Gefühle beinahe mit Händen greifen, spielerisch-ernsthaft wurde ergründet, welche Emotionen der Mauerfall und die schnelle Einheit ausgelöst haben. Neben Freude, Neugier und Aufbruch waren das auch negative Gefühle: Angst um die Eltern, die arbeitslos geworden waren; schmerzhafter Verlust von Heimat, die in der Schule stets mit dem Vaterland DDR verbunden war; Wut auf Gleichaltrige, die sich nicht für die alten DDR-Comics und Kinderbücher interessierten, sondern nur von den Heldenfiguren schwärmteten, deren Abenteuer nicht durch einen Umbruch unterbrochen worden waren. Im Freiheitstaumel etwas verloren zu haben, dieser schale Geschmack bleibt selbst jungen Wendegegnern auf der Zunge kleben. Mit ihren Eltern, Onkels und Tanten sprechen sie darüber nicht, aus falscher Rücksicht und aus Angst vor der Frage: Hast du auch mitgemacht bei der Diktatur? Mit anderen ist das schon gar kein Thema. Das Schweigen ist eingebütt, es war im halben Land täglich trainierter Alltag gewesen. So entstand eine doppelte Sprache, die viele Ostdeutsche noch im Munde führen. Mit der sie manchmal, für westdeutsch Sozialisierte schwer verständ-

lich, nur Zwischentöne treffen. Weit in der bundesdeutschen Provinz kompensiert mancher Vorzeige- und Nachlebe-Ossi sein kollektives Alleinsein mit übereifrigem Konsumismus. In der Hoffnung, dass so niemand seine Verletzungen sieht.

Innere Grenzen gehen mit äußeren einher, zwischen Stadt und Land, Wachstum und Schrumpfung, Neu und Alt. Und mittendrin sind die Spuren der Erinnerung. Michael Hacker, Jahrgang 1979, Projektmanager aus Berlin und Mitglied der Initiative *3te Generation Ostdeutschland*, drückt seine Suche so aus: „Wenn ich erzähle, dass ich aus Hoyerswerda komme, ähneln sich die Reaktionen, egal, ob mein Gegenüber aus dem Osten oder dem Westen kommt: eine Mischung aus betretenem Lächeln und der Erwartung, bestätigt zu bekommen, dass alles stimmt, was man über die Stadt hört und liest – die Rechtsradikalen, die Plattenbauten, die Schrumpfung der Stadt.“ In Leipzig entdeckte Hacker mal eine Postkarte, die seinem Lebensgefühl entsprach: „Die Vergangenheit ist ein Ort, an dem du nicht warst.“

Leerstellen sind nicht allein zwischen Ost und West gerissen worden. Das ist ein beharrliches Missverständnis der Vereinigung. Sie klaffen auch zwischen Ost und Ost, „zwischen Herkunft und Ankunft“, wie die Journalistin Ulrike Nimz in der *Freien Presse* treffend geschrieben hat, einer ehemaligen SED-Zeitung übrigens, die seltsamerweise schon zu DDR-Zeiten diesen Namen trug und nach wie vor in Chemnitz erscheint, einer Stadt übrigens, die sich früher Karl-Marx-Stadt zu nennen hatte. Dass ich hier „übrigens“ schreibe, zeigt vielleicht auch eine kleine Verbitterung – die ich innerlich meine nötig zu haben?

Zur Ehrlichkeit gerade in den ostdeutschen Erinnerungsgemeinschaften, in denen die bunte Vergangenheit zur Nische ausgebaut wird, muss gehören: Die Narben, die der Umbruch hinterlassen hat, wurden gerissen von der 1961 zementierten Teilung. Erst der Mauerbau führte zu Lücken in den Schulatlanten des Ostens und auf der Landkarte des Interesses vieler Westdeutscher und West-Berliner. Auch das war

der Mauerbau: die Einbetonierung West-Berlins. Wer heute mit der S-Bahn nordwärts zum Badesee rausfährt, sieht die Enge am Fenster vorbeifliegen. Erst das Märkische Viertel, das an der früheren, von dieser Seite bunt bemalten Grenze mit neuer Hochhausarchitektur protzte, dann Einfamilienhäuser, die sich zusammendrängen, dichter und dichter aneinander gepresst, bis plötzlich das weite Feld beginnt. Das Umland, das es für West-Berliner nicht gab. Ende Gelände, von einem Meter auf den anderen.

Manche Wunden sind ganz offenkundig. Auf Autobahnen sieht man Reste alter Grenzanlagen, spürt flüsternd den Asphalt des Aufbaus Ost, der manche Strecke im früheren Westen alt aussehen lässt. Und auf dem Weg nach Berlin deutet Schilder zu den beiden Mitten der Stadt: Berlin-Zentrum (Alexanderplatz), Berlin-Zentrum (Zoo). Die Grenze lässt sich auch per Fahrrad erkunden, auf alten Kolonnenwegen, deren Laternen früher ein lebensbedrohliches Licht auf jeden Schatten warfen. Oft geht es vorbei an sich gegenseitig abweisenden Häuserwänden. Gut zu sehen ist das an der Bernauer Straße, an der die Geldgrenze zwischen Neu-Mitte und Wedding mit der alten zusammenfällt. Oder an der Bernburger Straße am Rand von Kreuzberg: auf der einen Seite Sozialbauten, auf der anderen Hochpreisappartements, die sich zu einer Grünfläche öffnen, die einmal Ost-Berliner Exklave war. An mancher Fassade sieht man noch einen verlassenden weißen Strich oder einen unverputzten Streifen. Dort stieß die Mauer an. An der Spree kann man den Grenzverlauf noch in seinem wilden Zickzack verfolgen, hier sind zahlreiche Grundstücke weiterhin unbaut und überwuchert. Offenheit kann auch das sein:

Leere.

Noch eine offene Wunde im Herzen der Stadt, des Landes: der Anhalter Bahnhof. Im 19. Jahrhundert drittgrößter Bahnhof der Welt. Berlins erste S-Bahn-Station. Im Zweiten Weltkrieg zerstört. Später umfahren von der DDR-Reichsbahn wie ganz West-Berlin oder zumindest unterirdisch durchquert mit zahllosen Geisterstationen. Jetzt eine Ruine am ehemaligen Mauerstreifen. Nicht „übrigens“: Vom Anhalter Bahnhof ließen die Nazis Tausende Juden ins KZ Theresienstadt abtransportieren. Viele Narben der Mauer haben oft noch eine unheilvolle Vorgeschichte. Das Gestern war auch mal ein Heute. Und morgen entsteht an diesem Ort wieder der aktuelle *Tagespiegel*, die erste freie Zeitung der nach dem Krieg zerbombten Stadt.

Auf dem Musikalbum „Ein neuer Tag in Pankow“ singt André Herzberg einen Song, der von den Wunden erzählt, die vernarben, aber nicht verheilen: „Ich bin für dich da (wenn du mich suchst)“. In diesem Lied heißt es:

*Ich kann mich nicht selber neu erfinden
Kein anderer sein als der, der ich bin
Die Zeit und die Zeiten haben mich verändert
Wie Dich auch, mein Freund.*

Der Abdruck dieses Textes erfolgt mit freundlicher Genehmigung durch den *Tagespiegel*.

Zurück in die Zukunft

Von Frankfurt West
nach Frankfurt Ost

STEPHANIE MAIWALD

„Was willste denn da drüben?“, „Wie jetzt Frankfurt?! – Frankfurt am Main?“ Das waren noch die harmloseren Reaktionen auf meinen Entschluss, nach dem Abitur von Frankfurt am Main nach Frankfurt an der Oder zu ziehen. Dort an der kleinen Europa-Universität wollte ich studieren, und der von mir ausgewählte Studienort hatte 1999 definitiv etwas Exotisches. Das Unbekannte hat mich fasziniert, und der Numerus clausus letztlich den Ausschlag gegeben. Meine Erwartungen bezogen sich daher vor allem auf die Uni mit gutem Ruf, weniger auf die Umgebung, in der diese sich befand.

Die Trainingsgruppe meines Schwimmvereins schenkte mir zum Abschied eine Taschenlampe: weil es im Osten doch so dunkel sei. Sie fügten den Hinweis hinzu, dass mich dort garantiert niemand von ihnen besuchen kommen würde. Fast schon trotzig bezog ich mein erstes Studentenzimmer in Neuberesinchen, dem Plattenbauviertel im Randbezirk von FfO. Ich wollte es wissen.

Über zehn Jahre später engagiere ich mich für die Initiative *3te Generation Ostdeutschland*. Wäre ich bei meiner Ankunft in Frankfurt (Oder) dazu befragt worden, hätte ich geantwortet, dass Herkunft in unserer Generation doch kein Thema mehr sein sollte und dass es eine solche Initiative junger Leute nicht bräuchte. Vielleicht hätte ich gar skeptisch eine Prise Ostalgie darin vermutet. Schließlich hatte ich durchaus ein Bild von Ostdeutschland vor Augen. Ich kannte Halloren-Kugeln schon vor 1989. Durch ständige Kontakte in die DDR war für meine Familie und mich die Wiedervereinigung ein

Ereignis, das uns sehr naheging und das ich freudig erlebte. Die Mutter meines Vaters war Anfang der 1950er Jahre bei Nacht über die Grüne Grenze geflohen. Er ist immer ganz still, wenn irgendwo über den „jammernden Ossi“ geschimpft wird, denn er tut sich schwer mit Zuschreibungen nach dem Muster typisch Ossi – typisch Wessi. Schließlich hätte er selbst genauso gut im Osten aufwachsen können: „Was kann ich dafür, dass meine Mutter so mutig war?“

Jedes Jahr besuchte uns die von mir und meiner Schwester heiß geliebte „Tante Änne“ aus Halle/Saale, eine Nenntante, die aufgrund ihres Alters immer wieder in den Westen reisen durfte. Ihre Anwesenheit garantierte eine tolle anarchische Zeit, in der meine Eltern wenig zu sagen hatten: Kartoffelpuffer bis zur Übelkeit und Brettspiele bis tief in die Nacht. In den Herbstferien 1989 waren wir zu Besuch in Halle; da schien der Mauerfall noch unvorstellbar. Wenig später stand die befreundete Familie bei uns im Wohnzimmer, und alle lagen sich mit Tränen in den Augen in den Armen. Mit viel Anfangseuphorie und später auch Sorge haben wir die Nachwendejahre dieser Freunde begleitet – es gab Urlaub in Meck-Pomm, aber auch Arbeitslosigkeit in Halle.

In Frankfurt (Oder) habe ich den Abstand zwischen west- und ostdeutschen Studierenden zunächst oft als unüberbrückbar empfunden – manchmal stärker als den zwischen deutschen und polnischen Kommilitonen. Die Ostdeutschen, die Frankfurt (Oder) als Studienplatz gewählt hatten, stammten meist aus der Umgebung und pendelten nach den Seminaren in die Region zurück. Die Westdeutschen – gerade im Studiengang Kulturwissenschaften – waren meist Abiturientinnen bürgerlicher Herkunft, die sich durch den finanziellen Rückhalt ihrer Familie das extravagante Studium leisten konnten. Ich selbst gehörte ja auch dazu. Und zum ersten Mal habe ich begriffen, dass ein großer Teil meiner Generation, der meiner ostdeutschen Altersgenossen, nicht oder nur wenig erben wird. Ich verstand, dass meine ostdeutschen Kommilitoninnen und Kommilitonen keine finanzielle Ab-

sicherung ins Nest gelegt bekommen hatten und dadurch vielleicht eher auf Sicherheit setzten als auf Experimente.

Meine Naivität war mir peinlich, und das Erstaunen der Nachbarin darüber, dass es mich aus den alten Bundesländern in den Osten verschlagen hatte, deutete ich als Kompliment. Ich lernte, dass man einen Ostdeutschen daran erkennt, dass bei ihm „Frankfurt“ Frankfurt an der Oder heißt, und einen Westdeutschen daran, dass bei ihm „Frankfurt“ Frankfurt am Main heißt. Das hatte ich ja schon im Rhein-Main-Gebiet gehört. Aha, so ist das wohl mit den Perspektiven. Aber warum gleich dem anderen Ignoranz unterstellen? Und nicht verständliche, regionale Bezugnahme?

Ich hatte einige ostdeutsche Freunde, aber zunächst wenig Kontakt zu „richtigen“ Frankfurtern in meinem Alter. Das lag zum einen an der Tatsache, dass viele zur Ausbildung weggingen, und zum anderen daran, dass sie sich irgendwie bedeckt hielten. Zumindest war das meine Vermutung. In Neuberesinchen zeigten sich nur die Glatzen. Ich suchte nach Leuten mit Interessen, die meinen ähnlich waren.

Ein Kommilitone von mir hieß Sandy. Er litt darunter, dass jeder bei seinem Namen dachte, er sei eine Frau. Seine Schwester hieß Conny, und wir scherzten zusammen, dass seine Mutter sich während der Schwangerschaft nur jeweils einen Namen für ihr Kind ausgedacht hatte, der dann ohne Rücksicht auf das Geschlecht des Kindes vergeben wurde. In den letzten Semestern zeichnete er hinter seinen Namen immer das Zeichen für männlich, mit Kreis und Pfeil, damit es nicht mehr zu Verwechslungen kam. Durch Sandy habe ich viele Einblicke erhalten. Er hat mir ostdeutsche Autoren empfohlen, und wir haben gemeinsam Ausflüge nach Brandenburg unternommen. Ich habe ihn in Strausberg bei seiner Mutter besucht, die in einer Platte wohnte. Er sagte mit einem Augenzwinkern, die wenigen Einrichtungsmodelle hätten zumindest den Vorteil gehabt, dass man in jeder Wohnung gleich wusste, in welcher Küchenschublade das Besteck war.

Seine Mutter war zu DDR-Zeiten Staatsbürgerkundelehrerin gewesen. Ich habe ihn damals gefragt, wie das für ihn sei. Und ob seine Mutter denn nichts gemerkt und unternommen hätte. Heute schäme ich mich nicht für die Frage, sondern für die Art und Weise, in der ich sie gestellt habe. Ich kann mich nicht mehr an den Wortlaut erinnern, aber ich weiß noch genau, dass ich bei der Wahl meiner Worte sehr unsicher war. Er hat damals nur darauf geantwortet, dass ich das nicht verstünde. Sandy und ich haben uns dann im Laufe des Studiums irgendwie aus den Augen verloren und erst vor kurzer Zeit im Internet wiedergefunden. Bei unserer nächsten Begegnung möchte ich ihn fragen, wie er meine – wie soll ich es nennen? – Unwissenheit, Projektion und Naivität empfunden hat.

Vom ersten Tag an habe ich Frankfurt (Oder) als ein großes Labor empfunden. Das ist wohl das Privileg der Außensicht. Ein Grenzort in jeder Hinsicht, an dem man viel probieren darf und viel bewegen kann. Bei näherem Hinsehen waren die politisch formulierten Probleme auch Chancen – ohne die Probleme schmälern zu wollen. Aus einem verlassenen Fabrikgelände wurde ein Ort für Theater, Konzert, Kino und Party für Jugendliche und Studenten. Die Stadtkassen waren leer, aber es ließen sich in Eigeninitiative EU-Gelder finden. Das Kleist-Theater wurde trotz großen Protestes geschlossen, aber die kleinen Theaterinitiativen wurden stärker. Einige Bürger fragten sich, wie man Anreize schaffen und damit dem demografischen Wandel entgegenwirken könnte; sie versuchten, Modelle für Rückkehrer zu entwerfen. Studenten-WGs gründeten sich, und die „Neu-Frankfurter“ gliederten sich mehr und mehr in die Stadt ein. Studentische Projekte während der Kleist-Festtage brachten durch viel Engagement Farbe in die Stadt. „Progranicze“, ein deutsch-polnischer Verein, veranstaltete Kultur auf beiden Seiten der Oder. Gleichzeitig schüttelten wir gemeinsam mit den anderen aktiven Leuten darüber den Kopf, dass der größte innerstädtische Platz am Oderturm ein Parkplatz war.

Aus Sicht der Frankfurtoderaner waren neue Leute immer Wessis. Alles, was sie taten, wurde irgendwie mit Skepsis verfolgt. Sie konnten es ja nicht gut meinen, egal, ob es der neue Leiter des Kleist-Forums war oder die Präsidentin der Universität. Irgendwann entwickelte ich eine Wahnsinnswut. Darüber, sich mit seinem Westsein im Osten verstecken zu müssen. Von vielen Ossis im Westen habe ich von dem Zwang der Assimilierung gehört. Doch als Wessi im Osten habe ich das auch erlebt. Es bestand ein ständiger Rechtfertigungsdruck: was ich hier wolle, wenn ich denn etwas wollte. Warum ich mich engagierte, wenn ich mich engagierte. Als ob mir das Recht abgesprochen werde, mich einzubringen. Meine konstruktiv gemeinte Kritik wurde unsachlich aufgenommen und oft auf eine sehr grundsätzliche Ebene gehoben. Da warf mir zum Beispiel ein nach dem Fall der Mauer geborener Frankfurter Schüler vor, ich sei ein „dummer Laberwessi“. „Wie verhalte ich mich dazu?“, habe ich mich da gefragt. Was heißt das für mich und für den Ort, an dem man gemeinsam lebt? Und auch für die gemeinsame Zukunft, die man gestalten will?

Ich wehre mich gegen kleinkariertes Denken, egal welcher Art. Wenn man sich dem ergeben würde, hieße das ja, nie eine gemeinsame Ebene finden zu können. Das hieße auch, dass ein weiteres Gespräch, eine weitere Kooperation unmöglich oder sinnlos wäre. Die kulturellen Unterschiede zwischen Nord und Süd sind größer als die zwischen Ost und West, davon bin ich überzeugt.

Ich wünsche mir, dass absolute Deutungsansprüche auf beiden Seiten aufgegeben werden. Braucht es eine vierte, fünfte und gar sechste Generation dafür? Und was sind die Voraussetzungen? Wohl das Sichtbarmachen der individuellen Erfahrungen. Und der Austausch darüber. Es gibt Fragen, die für uns alle wichtig sind, zu denen wir alle etwas zu sagen haben, die wir nur gemeinsam beantworten können: Wer sind wir? Wie wollen wir leben? Was ist uns wichtig? Der Strukturwandel nach 1989 in den ostdeutschen Regionen war so umfassend, und nun kann beispielsweise auch das Ruhrgebiet

davon profitieren. Regionale Themen werden globale Themen und umgekehrt.

Ich würde gern wissen, wie meine Kommilitonen von damals heute zu unseren Diskussionen aus der Studienzeit stehen. Würden wir dieselben Argumente anführen? Kann ich von meiner Wut erzählen? Und sie von ihrer? Würde man weitermachen, mit diesem unvergründig stets vorhandenen Misstrauen? Stehen die gemachten Erfahrungen immer noch in Konkurrenz zueinander und fürchten die Bewertung des jeweils anderen? Kann etwas nicht einfach nur anders sein? Ohne als besser oder schlechter zu gelten? Und damit meine ich natürlich immer beide Seiten. Die meines Schwimmvereins und die meiner Mitstreiter im Frankfurter Kulturclub. Ich bin mir sicher, wir könnten uns heute freier darüber austauschen als damals. Und daher hoffe ich auf weitere Gelegenheiten des Wiedersehens.

Im Dezember 2011 fuhr ich zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder nach Frankfurt (Oder). Vorher las ich in der *Süddeutschen Zeitung*: „Das Glitzern währt nicht lange: Im Hauptbahnhof von Frankfurt an der Oder ist ein halber Weihnachtsbaum gestohlen worden. Diebe hätten am Samstag die obere Hälfte des in der Bahnhofshalle aufgestellten künstlichen Weihnachtsbaums samt Kugeln und Lichterkette mitgehen lassen, teilte die Bundespolizei in Berlin mit.“ Ob das wohl auch in der Zeitung gestanden hätte, wenn es in Esslingen oder Remscheid passiert wäre? Früh am Morgen erreiche ich mit dem RE 1 den umgebauten Bahnhof, der zu Studienbeginn ein einziges Baugerüst war. Ich schaue anders auf die Stadt und frage mich, ob ich sie als lebenswert empfinde. Was müsste sie mir eigentlich bieten, damit ich bleibe? Würde ein gutes Jobangebot ausreichen? Ein vielseitiges Kulturangebot? Habe ich das Gefühl, dass man hier Kinder großziehen könnte? Ob sich diese Fragen auch die Dritte Generation stellt, die in Frankfurt (Oder) geboren und später weggezogen ist?

Ich bin positiv überrascht. Das Zentrum hat sich strukturell entwickelt und überhaupt gar nichts von dem Flair, das die

Süddeutsche Zeitung mit ihrer Geschichte über den geköpften Weihnachtsbaum vermittelt hat. Besonders die Karl-Marx-Allee, die bei meinem Wegzug gähnend leer schien, funkelt nun zur Weihnachtszeit. Neuberesinchen wirkt im inneren Kern zerfallen oder weggesprengt, aber am Außenrand sind alle Plattenbauten saniert und versprechen schönen Ausblick. Ich entdecke verblichene Aufkleber der Kampagne „FF – Freundliches Frankfurt“. Man hatte sie zu meiner Studienzeit vor dem Hintergrund zahlreicher rechtsextremer Übergriffe in den 1990ern ins Leben gerufen. Beim Recherchieren erfahre ich, dass das Programm neu aufgelegt worden ist. Es scheint leider noch Bedarf zu geben. Doch die Stadt wirkt an diesem Adventssonntag sehr offen. Viele internationale Studenten im Stadtbild, und der alternative Weihnachtsmarkt in der Marienkirche ist trotz Eintrittspreis brechend voll. Das Oderufer ist nun gänzlich erschlossen, und man kann sich vorstellen, wie hier an lauen Sommerabenden am Ufer flaniert wird.

Neu an der Oder ist auch eine kubanische Bar. Es heißt, dass einem Kubaner dieses Fleckchen Erde gefiel und er sich entschied, seinen Deutschlandtrip an dieser Stelle vorerst zu beenden. Eine kleine improvisierte Strohhütte mit Buchstaben in Leuchtschrift, die gen Osten zeigen. Der Osten ist hier polnisch, und meine Erinnerungen an das Freudenfest zum EU-Beitritt Polens auf der Grenzbrücke im Mai 2005 werden wieder lebendig. Sind wir nicht alle ein bisschen europäisch? Der Cuba Libre kostet hier nur ein paar Euro. Im Winter ist die Kneipe geschlossen, im Sommer von allen gut besucht. Das verraten zahlreiche überdeckte Stühle im anliegenden Schuppen. An diesem Ort haben sich die Vorstellungen übereinander weggekürzt. Zumindest für die Länge einiger Drinks.

Das Spargelprinzip

Die Vorurteile eines Wessis im Realitätscheck

HAGEN PIETZCKER

Am Anfang der Mitarbeit in der Initiative *3te Generation Ostdeutschland* stand für mich die Frage, wie das wohl ist, sich als Wessi an einem Projekt zu beteiligen, in dem es zunächst vorrangig um Ostdeutsche geht, und welche Erfahrungen ich hier wohl machen würde? Zugegeben, ich fühle mich schon lange als Gesamtdeutscher, habe viele ostdeutsche Freunde sowie einige Verwandte und lebe mit einer Frau aus Rostock zusammen. Meinen ersten richtigen Job nach dem Studium hatte ich als Junior-Berater in einer Ostberliner PR-Agentur. Heute arbeite ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Thüringer Abgeordnete und Bundestagsvizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt und bin als ihr Referent vor allem zuständig für den Politikbereich „Erinnerungskultur SED-Diktatur“. Ich war ohnehin auch nicht der einzige Wessi: Der West-Anteil im Projektteam *3te Generation Ostdeutschland* beträgt immerhin ein Drittel.

Hier muss zunächst gesagt sein, dass die Begriffe „Ossi“ und „Wessi“ während der Arbeit am Projekt wie auch im weiteren Kreis der Interessierten und Engagierten oder auf der Konferenz im Sommer 2011 eine erfrischende Unverkrampftheit erfahren haben – es war deutlich und dennoch angemessen unironisch, sie so zu verwenden, dass es nie verletzend, sondern immer hilfreich und vor allem wertfrei war. Daher auch ihre Verwendung in diesem Text.

Es war also interessant zu sehen, ob und wie in diesem Projekt Unterschiede zwischen Ossis und Wessis zu erleben und wahrzunehmen sein würden, wie ich sie zum Teil bei

den zweiten Generationen aus Ost und West beobachtet hatte. Insbesondere auf eine Eigenschaft, die mir häufiger bei Ostdeutschen aufgefallen ist, war ich gespannt – das „Spargelprinzip“. Es bedeutet: „Wer zuerst den Kopf rausstreckt, wird abgestochen“. Damit es keine Missverständnisse gibt: Das ist natürlich keine reine Ossi-Eigenschaft, das Spargelprinzip gibt es selbstverständlich auch im Westen, zum Beispiel in weiten Teilen der Parteienpolitik. Aber es ist mir trotzdem bei und unter Ossis besonders aufgefallen. Man könnte es beschreiben als eine ständige Aufmerksamkeit, dass ja nur niemand zu sehr ausschert, sich gar nach oben absetzt oder vielleicht die Führung übernehmen will, vielleicht einfach nur zu selbstbewusst auftritt.

Das ist kein plattes Wessi-Klischee, ich habe es mehrfach selbst zu spüren bekommen. So bei Familienbesuchen von Freundinnen und Freunden, bei denen mir viel Misstrauen oder zumindest Distanziertheit begegnet ist, manchmal, und das ist mir bestätigt worden, nur aufgrund eines selbstverständlich selbstbewussten, weil auch anerzogenen sicheren Auftretens. Eine ganze Reihe von Menschen aus den neuen Bundesländern fühlte sich dadurch in der Tat verunsichert! „Warum?“, dachte und denke ich immer wieder, „Ihr habt die Mauer gekippt, Ihr seid Vorbilder!“ Ebenso habe ich das bei verschiedenen Projekten und Arbeitszusammenhängen erlebt, bei denen gerade die Ossis ein Auge untereinander auf die Rollenverteilungen hatten, bis hin zu Vorgesetzten, die sehr darauf achteten, eher wie sanfte Familienoberhäupter zu führen, um so eine Verbindung zu den Angestellten aufrechtzuerhalten, die sie qua Funktion schon nicht haben konnten – Leitung und Verantwortung ja, aber nicht zu herausgehoben, eher versteckt, wenn auch nicht verschämt. Das häufig noch zu findende Harmonie- und Gemeinschaftsstreben gerade innerhalb der zweiten Generation Ost ist real, und es ist nicht grundsätzlich schlecht. Eine Ellbogenmentalität, wie sie nicht nur in Arbeitszusammenhängen im Westen zu erleben ist, bietet keine überzeugende Alternative. Allerdings

ist sie vielleicht offener, ehrlicher. Man weiß, wo die Fronten verlaufen. Bei der überdeckenden Pseudoharmonie der Ossis (man möge diesen Ausdruck verzeihen) ist oft versteckte Missgunst mit im Spiel. Und dieses Spiel wird eben häufig nicht offen geführt, oder erst spät, und das ist eigentlich zum Nachteil aller. Es werden nämlich Konflikte nicht offen angesprochen und durchgearbeitet. Unbehagen bleibt eher unter der Decke, subtil, nicht ausgesprochen oder leider oft mit anderen Argumenten verbrämt.

Auch in der Öffentlichkeit gibt es dafür verschiedene Beispiele. Die Auseinandersetzung um die Nominierung Joachim Gaucks zum Bundespräsidenten, in der es um seine Rolle in der Friedlichen Revolution und die Frage ging, ob er ein Bürgerrechtler war, wurde fast ausschließlich von ebenfalls ehemals ostdeutschen Bürgerrechtlern geführt. Der Tenor war, neben der Kritik an seinem angeblich mangelhaften Freiheits- und Sozialbegriff, Gauck sei gar kein echter Bürgerrechtler gewesen – was dieser aber auch nie behauptet hatte.

Vielleicht ist die Kritik der Ex-Bürgerrechtler auch von einem Gefühl geprägt, die eigenen Leistungen im Widerstand würden nicht angemessen öffentlich gewürdigt, während Gauck wie ein strahlender Hoffnungsträger und Freiheitskämpfer dasteht? Warum aber, so die Frage eines naiven Wesis, ist es so schwer, zu gönnen oder sich mitzufreuen, dass ein ehemaliger Bürgerrechtler – in welchem Maße auch immer er es war – zum höchsten Vertreter des Staates wird? Gibt es eine größere Anerkennung der gemeinsamen Leistung, der Leistung der Menschen im Osten vor 1989? Am Ende können nicht alle Bundespräsident werden, die es verdient hätten – warum aber dann so viel Ablehnung aus dem Osten, wenn es schließlich einer aus dem Osten wird? Auch das Studium der Leserbriefspalten von *Neues Deutschland*, *Junge Welt*, die beißenden Beiträge meiner Leib- und Magenblätter *Berliner Zeitung* oder *Eulenspiegel* verschlagen mir da manchmal den Atem. Es ist schwer, das noch als rationale Kritik oder auch nur gute Satire

zu sehen. Man kann da manchmal nur noch Missgunst sehen und auch – Neid.

Doch im privaten und familiären Umfeld sind solche Phänomene gleichfalls zu beobachten. So hat beispielsweise die mediale Präsenz einiger Teammitglieder im Rahmen der Konferenz wie auch des Gesamtprojektes zu Konflikten mit den Eltern geführt, nach dem Motto: „Warum musst Du das Thema denn in der Öffentlichkeit auswalzen? Was machst Du denn da im Fernsehen?“ Bemerkenswert: Die Oma des einen oder des anderen Teammitglieds hat sich sehr über einen Artikel und ein großformatiges Foto des Projektteams in der *SUPERillu* gefreut, einige Eltern haben aber eher skeptisch reagiert – aus anderen Gründen als unsere Altersgenossen übrigens, die das vielleicht eher uncool fanden. Es war der Gang in die Öffentlichkeit, die von einigen „Zweititis“, also der Elterngeneration, nicht verstanden wurde. Ist das Angst vor der Öffentlichkeit, die das Thema selbst ins Familiäre tragen könnte, oder ist es das Unverständnis für den Wunsch, das Thema in die Öffentlichkeit zu bringen, wo doch selbige aus verschiedensten Gründen meist gemieden wurde oder wird? Weil Öffentlichkeit für die Dritte Generation, also die Kinder, gleichzeitig auch Prominenz bedeutet, eben herausgehobene Köpfe, und kommt die Elterngeneration damit nicht klar?

Ähnliches war bei ostdeutschen Medienvertretern zu erleben: Während Journalisten aus der Dritten Generation Ostdeutschland das Thema begeistert mitverfolgten und zum Teil sogar an der Konferenz teilnahmen, war bei ihren Kollegen aus der zweiten Generation eher Skepsis bis offene Ablehnung zu spüren. Aber auch Teilnehmer der Konferenz berichteten von Konflikten, als sie ihren Eltern von der Initiative *3te Generation Ostdeutschland* erzählten. Gerade in der zweiten Generation gibt es doch noch viele Hinweise für die Wirksamkeit des Prinzips: „Wer den Kopf erhebt, der wird abgestochen.“ Und wenn der Kopf aus der eigenen Familie stammt und auch noch über die eigene Familie öffentlich spricht, dann ist der Konflikt umso größer.

Zurück zur Eingangsfrage: Ist das Spargelprinzip nun wirklich typisch ostdeutsch, und hat es eine besondere Rolle in der Arbeit der Initiative *3te Generation Ostdeutschland* gespielt? Waren die Reglements, die streng basisdemokratischen Entscheidungsprozesse, auf die sich das Projektteam nach langem Ringen geeinigt hatte, übertrieben? War es notwendig, den Arbeitsprozess, das Machtgefüge in der Gruppe so mühsam auszutarieren, wo es eigentlich nur um die Organisation einer ersten Konferenz gehen sollte? Oder war es schlicht dem Spargelprinzip geschuldet, dass man sich gegenseitig schon im Vorfeld Ketten anlegte, damit keiner ausschert oder eine Sonderrolle einnehmen kann? Und wie viel klassisches Wessi-Vorurteil musste man mitbringen, um so etwas überhaupt zu denken?

Während der Arbeit am Projekt zur Konferenz wie auch den Folgeprojekten stellte sich klar heraus: Es waren nicht in erster Linie die Ossis, die großen Wert darauf legten, beispielsweise die streng basisdemokratischen Entscheidungsstrukturen einzuführen. Die Konflikte, die es selbstverständlich auch gab, waren nie der Herkunft geschuldet. Um es kurz zu machen: Es waren nicht die Unterschiede zwischen Ost und West, welche die Konflikte in der Projektarbeit gekennzeichnet haben. So weit sind wir also schon, möchte man da sagen. Diese Projektgruppe, die Initiative sieht sich nicht als „Ossi-Klub“, und das ist eine der schönsten Bestätigungen nicht nur für die Projektarbeit, sondern für die dahinterstehende Idee überhaupt: Es ist eine gesamtdeutsche Initiative, die davon ausgeht, dass wir uns in dieser Generation alle näher und ähnlicher sind, als es häufig und vor allem von den zweiten Generationen in Ost und West vermittelt wird!

Daraus folgt gleichwohl die Frage: Sollte man Unterschiede dieser Art überhaupt noch suchen? Ja, das sollte man, meine ich. Nicht, um wertende oder gar spaltende Befunde zu suchen. Es ist und bleibt wichtig, sich darüber zu verstündigen, ob und welche Unterschiede es gibt, um daran zu arbeiten, sie gegebenenfalls zu überwinden – und auch zu begreifen, woher

sie kommen, wenn es sie denn noch gibt. Es ist an dieser Generation, der Dritten Generation Ost und West, sich gegenseitig diese Fragen zu stellen, sie ehrlich in den gesellschaftlichen Diskurs zu tragen und zu diskutieren.

Es bleibt eine tolle Erfahrung und Lehre aus dem bisher Erlebten: Es reicht nicht, das Spargelprinzip zu überwinden, indem man anderen nicht übelnimmt, wenn sie den Kopf für eine Sache hoch- und herhalten. Man muss auch lernen, den Kopf erhoben zu halten, wenn andere einen „abstechen“ wollen. Das gilt für uns alle, völlig egal, ob Ossi oder Wessi!

Einstellungen, Ausschnitte, Perspektiven

Ein Interview mit der Filmemacherin Nadja Smith und dem Fotografen Sven Gatter

RICHARD FRIEBE

Das Bild Ostdeutschlands und der Menschen, die dort aufgewachsen sind und leben, ist stark von Bildern geprägt. Der Blick durch die Objektive der Fernseh- und Fotokameras ist jedoch selten objektiv, er verweilt oft bei bröckelndem Putz, schweift ebenso klischehaft über Einkaufszentren auf der grünen Wiese oder fokussiert auf rasierte Köpfe. Und wenn äußerlich so gar nichts mehr an die Problem-Zone erinnern sollte, hilft immer noch eine Einstellung, die ein Ortsschild zeigt mit einem Assoziationen hervorrufenden Ortsnamen.

Sven Gatter, Jahrgang 1978, kommt aus so einem Ort: Bitterfeld – Symbol für akute und chronische Umweltkatastrophen, die sogenannte Volkseigene Betriebe und Kombinate den Bürgern zumuteten, Symbol auch für Niedergang und Abwicklung der Ost-Industrie nach 1990, Symbol für die Schwierigkeiten eines Neuanfangs. In den vergangenen Jahren hat Gatter begonnen, in seiner Heimat nach authentischen Bildern von Menschen und Landschaft jenseits der Klischees zu suchen. Während er in seiner Jugend und als Student, obgleich den Osten Deutschlands nie dauerhaft verlassend, kaum intensiv seine ostdeutsche Herkunft reflektierte, haben ihn seine fotografischen Projekte in jüngerer Zeit diesem Thema nähergebracht. Gatter sucht nach Bildern ostdeutscher Gegenwart. Seine fotografischen Arbeiten – mehrfach ausgestellt und auch bei Wettbewerben mit Anerkennungen bedacht –